Rezensionen

Bergengruen, Maximilian/ Borgards, Roland/ Lehmann, Johannes Friedrich (Hg.): Die Grenzen des Menschen. Anthropologie und Ästhetik um 1800. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2001. 206 S.

Das Konzept des Sammelbandes knüpft an eine Diskussion an, die seit Ende der 1980er Jahre den ‚ganzen Menschen' als Gegenstand literarischer und anthropologischer Diskurse des 18. Jahrhunderts zu ihrem Thema hat. Das Ausgangskonzept der Herausgeber beruft sich dabei auf den anthropologischen Versuch, „den Menschen von seinen äußeren Grenzen her zu bestimmen" (S. 9). Das „Wechselspiel von Grenzauflösung und Grenzbestimmung" (ebd.) zwischen Mensch und Tier, Normalität und Abnormität in Fragen und Problembereichen der geistigen und körperlichen Konstitution des Menschen wird mit ästhetischen Entwürfen und Modellen vermittelt. Die Beiträge des Bandes zeigen in unterschiedlichen Disziplinen bzw. Diskursen und in exemplarischen Fällen um 1800 verwandte Problemstellungen, Parallelläufe historischer Veränderungen etc. auf, ohne bei der Herstellung dieses Gesamtbildes eines historischen Abschnitts unter bestimmten Problemvorgaben den Eindruck von Komplexitätsreduktion zu erwecken. Als Fluchtpunkte der Untersuchungen lassen sich mit unterschiedlichen Akzentuierungen im Einzelnen – die Überkreuzung ästhetischer und nicht-ästhetischer Diskurse im Gegenstandsfeld (a), die Thematisierung bzw. Problematisierung des Konzepts des ‚ganzen Menschen' (b) und – teilweise im Sinne Michel Foucaults – die Anwendung von ‚Figuralität' bzw. das Abklopfen der Analyseergebnisse auf einen ‚Paradigmawechsel' „um 1800" (c) anführen.

(a) Eines der Hauptanliegen des Bandes ist die exemplarische Untersuchung der „Austauschbeziehungen zwischen [...] anthropologischer Forschung und ästhetischer Theorie und Praxis" (S. 10) der Zeit um 1800. In den einzelnen Analysen, die überwiegend auf deutsche und französische Beispiele zurückgreifen, wird der Frage nachgegangen, wie und inwiefern „die Grenzen des Menschen" in Philosophie, Kunst und Literatur durch Rückgriff auf medizinische, physiologische, diätetische Fragestellungen erprobt bzw. konstituiert, in den zeittypischen Diskursen von Medizin, Physiologie und Diätetik unter Einbeziehung ästhetischer Konstellationen kenntlich bzw. verständlich gemacht werden.

(b) Die Kenntlichmachung von Grenzen bekräftigt, relativiert aber auch die Idee vom ‚ganzen Menschen'. Die im Band diskutierten diskursiven Vernetzungen und ‚Vertextungen' liefern zu einem Bild des Menschen als Einheit von Leib und Seele ebenso Argumente wie zum bloßen Wunschcharakter des ganzheitlichen Menschenbildes um 1800. Wie der Beitrag von Christina Dongowski in einer Art nachgereichter Einleitung zeigt, kommt hinzu, dass die Idee vom ‚ganzen Menschen' auch als nachträgliche moderne Zuschreibung betrachtet werden kann, die sich zum einen dem Einheitstraum ausdifferenzierter und einander entfremdeter Wissenschaften, zum anderen deren heutigem Legitimationskampf verdankt. In Dongowskis Perpektive ist das moder-

ne Auseinanderklaffen von Natur- und Geisteswissenschaften bereits ihrem paradoxalen „Komplementaritätsverhältnis" (S. 164) um 1800 eingeschrieben.
(c) Der – eher angewandte als demonstrativ vor Augen geführte – diskursanalytische Ansatz mehrerer Beiträge veranlasst die AutorInnen dazu, den historischen Austausch verschiedener Diskurse als komplexe und möglicherweise widersprüchliche Transfer- und Übertragungsprozesse zu modellieren. Entsprechend ist an mehreren Stellen von „Denk"-, „Gedanken"-, und „Argumentationsfiguren" die Rede. Auch wenn die gelegentliche Verwendung des Begriffs relativ unbestimmt bleibt – der Sexualtrieb als Argument (Einleitung), der Schmerz (Roland Borgards) und die Autoreferentialität (Harald Neumeyer) figurieren gleichermaßen als ‚Figuren' –, begründet der Hinweis auf die Figuralität von Denkmodellen und historischen Diskursen Übersetzungsprozeduren, die auch die Divergenzen ineinander übertragener Phänomenbereiche reflektieren. Eine der unausgesprochenen „Argumentationsfiguren" des Bandes stellt ein der Datierung „um 1800" innewohnendes Wendekonzept dar, in dem als Fluchtpunkt historischer Verschiebungen und Veränderungen mehrere Beiträge ihre Entwicklungslinien zusammenlaufen lassen.

Zu diesen letzteren gehören die Beiträge von *Maximilian Bergengruen*, *Gabriele Vickermann*, *Barbara Thums*, *Roland Borgards* und *Mascha Bisping*. Bergengruen zeigt am Beispiel von Wagners Kindermörderin, wie sich die Strategien der Entschuldigung des Kindsmords vom Argument der Ehre auf eine andere psychische Disposition, auf die Melancholie verlegen. Die Gründe dafür werden im Sinne und als Beispiel der Widersprüchlichkeit des historischen Konzepts vom ‚ganzen Menschen' auf die „Aporie zweier Modernisierungsbestrebungen", „der Republikanisierung des Staats und einer anthropologischen Entschuldung des Einzelnen" (S. 48) zurückgeführt. Vickermann zeichnet mit Hilfe dreier – in Foucaults Sinne – ‚signifikanter' populärmedizinischer Schriften aus den Jahren 1686, 1772 und 1829 nach, wie sich das Verständnis der Neigung zur sexuellen Verführung aus einer naturgegebenen Straftat am persönlichen Glück über das außereheliche Verbrechen am Gemeinwohl zur auskurierbaren körperlichen Abweichung wandelt. Den Sinn dieser Deutungsgeschichte entdeckt Vickermann darin, dass sich der Akzent von der verbrecherischen Kompetenz des Verführers immer mehr auf die Devianz der Verführerin verlegt. Das Problem der Verführung wird mit der Zeit zunehmend in der körperlichen Konstitution, und zunehmend in der der Frau – und zwar durch Männer – festgemacht. Thums untersucht die anthropologische Relevanz der Diätetik für die „Fiktion des ganzen Menschen" (S. 101). Ihr zufolge gehen die diätetische Praxis und Theorie als „Hermeneutik der Lebensführung und Lebenskunst" (S. 103) durch die Anwendungen einer diätetischen Ästhetik in den Normbegriff der Klassik ein. Diese Fruchtbarkeit verdankt die Diätetik allerdings ihrer binären Strukturierung von Leib und Seele, deren Beziehung aufeinander „auf Kosten eines ungeklärten und metaphorisch verschleierten Übergangs dieser beiden getrennten Bereiche" (S. 102) erfolgt. Borgards beschreibt, wie sich der physiologische Schmerzbegriff um 1800 aus einer externen Störung des Menschen in dessen exis-

tentielles Privileg verwandelt. Die Verbindung von Leben und Schmerz gehört zur „neuen Modellierung des Menschen" (S. 153) und vollendet sich als fiktionales Sprechen über Grenzerfahrungen. Bisping untersucht die Diskussionen der Architektur über die „Verschönerung der Städte" (S. 184). Sie zeigt, wie sich darin Konzepte des ‚ganzen Menschen' durch wirkungsästhetische, diätetische und hygienische Argumente niederschlagen, und führt in der Entwicklung der Architektur zugleich an den Punkt, an dem der ‚ganze Mensch' und die ‚ganze Stadt' im Konflikt von Individuum und Gemeinwohl aufgehen.

Mehr auf ästhetische Fragestellungen gerichtet sind die Aufsätze von *Johannes Friedrich Lehmann*, *Harald Neumeyer*, *Caroline Welsh* und *Christina Dongowski*. Lehmann führt an den Beispielen von Lenz und Herder an, wie die anthropologische Fundierung des Menschen im Kontrast zu den französischen Materialisten auf das theologische Modell des Sündenfalls zurückgeführt wird. Der ‚Fall' wird bei beiden Autoren durch ästhetische Konzepte gelöst. Lenz macht die durch Verbot gesteigerte und umkanalisierte sexuelle Energie, Herder die Dialektik der Scham zur Bedingung der Erschaffung und Erfahrung von Schönheit. Neumeyer untersucht die Onaniedebatte des 18. Jahrhunderts und entdeckt zirkuläre Strukturen der diätetischen Bekämpfung des ‚Lasters' und des Schreibens darüber. Die onanistischen Geständnisschriften werden selbstbezüglich – sind „[s]tatt Samenerguß Erguß der Phantasie" (S. 94) – und nehmen die Autoreferentialität romantischer Literatur vorweg. Welsh geht Parallelen nervenphysiologischer und ästhetischer Theorien der Einbildungskraft nach. Bei Tieck und Wackenroder lässt sich ein „Übergang von einer über die Nerven die Leidenschaften direkt anregenden zu einer auf die Einbildungskraft wirkenden Musik" (S. 122) verfolgen. In Novalis' auf physiologische Modelle und Bilder zurückführbaren Schriften wird die „Interaktion zwischen seelischen Kräften und äußeren Sinnesreizen [...] zum Ausgangspunkt einer kreativen, romantisierenden Betrachtung der Welt" (S. 130). Dongowski zeigt, auf welche Art und Weise die Geschlechterdifferenz in Wilhelm von Humboldts Horen-Aufsätzen zum konstitutiven Faktor seiner ästhetischen Theorie wird. Die durch die natürliche Differenz von Mann und Frau aufrechterhaltene Dynamik der Selbstreproduktion geht in die Ästhetik des klassischen Humanitätsideals ein.

Das geglückte Zusammenspiel von Themenvielfalt und Konsistenz der Fragestellungen gewährleistet eine ausgewogene Lektüre dieses Sammelbandes. Seine Einzelanalysen lassen sich als Tableau konvergierender und divergierender diskursiver Phänomene der Zeit um 1800 mit Erkenntnisgewinn, in einem Stück lesen'.

Endre Hars (Szeged)

DEBRECENI EGYETEM Germanisztikai KÖNYVTÁR

Bognár, Zsuzsa: Irodalomkritikai gondolkodás a Pester Lloydban (1900-1914) [Literaturkritisches Denken im „Pester Lloyd" 1900-1914]. Budapest: Universitas, 2001. 552 S.

Das vom Verlag der Katholischen Péter-Pázmány-Universität herausgegebene Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutsch-ungarischen Literaturbeziehungen am Anfang des 20. Jahrhunderts. Es besteht aus zwei Teilen: Der erste, mit einem Umfang von 170 Seiten, enthält die in ungarischer Sprache verfasste Dissertation der Autorin, der zweite, umfangreichere Teil ist eine Auswahl aus den Literaturkritiken des „Pester Lloyd" in dem im Titel angegebenen Zeitraum.

Die deutschsprachige Tageszeitung „Pester Lloyd" war während der 90 Jahre ihres Bestehens zwischen 1854 und 1944 ein wichtiges Organ des liberalen Bürgertums in Ungarn. Als Ende Dezember 1867 Max Falk, ein Vertrauter von Julius Andrássy, Chefredakteur wurde, übernahm die Zeitung auch die Aufgabe, das Bild Ungarns im Ausland mitzugestalten; zu seinen Abonnenten gehörten nicht nur die ausländischen Botschaften in Wien, sondern auch die auswärtigen Ämter der verschiedenen Staaten der Welt. Das Blatt erschien zweimal täglich mit einem Umfang von viertausend Zeilen (S. 23).

Eine umfassende Geschichte des „Pester Lloyd" wurde leider noch nicht geschrieben. 1971 veröffentlichte der Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur der Eötvös-Loránd-Universität Budapest die an der Freien Universität zu Berlin verteidigte Dissertation von Siegfried Brachfeld, die die Rolle der deutschen Literatur unter den Beiträgen im Zeitraum von 1933 bis 1944 untersuchte, als der „Pester Lloyd", ein im Dritten Reich zugelassenes Presseorgan, die Schriften deutscher Emigranten nach Deutschland vermittelte. Die Zeitschrift „Magyar Könyvszemle" [Ungarische Bücherschau] brachte im Jahrgang 2001 (Heft 2 und 3) in deutscher Sprache eine Studie über die Anfänge des Blattes von 1854 bis 1875.

Das Buch von Zsuzsa Bognár ist dem besonders wichtigen Zeitraum gewidmet, in dem die ungarische Moderne entstand. „In Ungarn gibt es nun wieder eine literarische Bewegung. Hinter den Männern, die man noch gestern ‚junge Garde' nannte, ist eine neue Jugend entstanden, die ungestüm und kampfbereit ihren Platz an der Sonne fordert, gegen alle Tradition Sturm läuft und ehrwürdige Autoritäten frech am grauen Bart zupft", steht am Anfang jenes Artikels, in dem Ernst Goth am 7. Februar 1909 dem deutschsprachigen Publikum Endre Ady, die führende Figur dieser ‚Bewegung' vorstellt (S. 380). Dieser schöne, kurze Essay zeigt die Doppelschichtigkeit der kritischen Aufsätze des „Pester Lloyd", sie sprechen ein deutschsprachiges Publikum an, das, besonders im Ausland, die besprochenen ungarischen Werke nicht lesen kann, die Kritiken müssen diese also mit Begriffen erklären, die auch dem deutschen Leser verständlich sind. Goth macht das sehr geschickt, indem er Ady auf folgende Weise charakterisiert: „Das war eine Sprache, die sich ihre Elemente bald aus dem mythischen Urborn östlicher Urheimat, bald aus der Realistik des Alltags, aus der Skepsis

und Frivolität des Kaffehausgesprächs, aus der Trivialität der Vorstadt, dann wieder aus der erhabenen Feierlichkeit der Psalmen, namentlich aber aus der wortbildnerischen Kraft einer unendlich differenzierten, von Ekstasen und Schmerzen durchwühlten, modernen Psyche holte." (S. 381) Für den deutschen Leser fügt er hinzu: „Es lebt in Ady etwas von der prachtvollen sprachlichen Prägnanz Peter Altenbergs." (S. 381)

Auf der anderen Seite war der „Pester Lloyd" Teil und Mitgestalter des politischen und kulturellen Lebens in Ungarn. Er konnte und wollte den aktuellen Auseinandersetzungen nicht aus dem Wege gehen. Auch Goths Artikel geht auf die Angriffe ein, die Ady der Vaterlandslosigkeit beschuldigten, und weist die von den mächtigen Figuren der literarischen Institutionen (Akademie der Wissenschaften, Kisfaludy-Gesellschaft) verlautbarten Beschimpfungen mit folgender Argumentation zurück: „Und das Nationalempfinden Adys, des Sohnes einer friedlichen, kulturbeflissenen, von Weltproblemen erfüllten Zeit, in der Eilzugsverbindungen und Telegraphenleitungen auch den spezifisch ungarischen Gesichtskreis unendlich weiteten, kann nicht mehr dasselbe sein, wie jenes Petőfis, der nie über die Grenze gekommen war und den Säbel nie abgeschnallt hatte. Adys Ungarntum ist nur ungleich differenzierter, ungleich intellektueller, doch um nichts schwächer." (S. 382) Wie intensiv der „Pester Lloyd" an den Kämpfen der ungarischen Literatur teilnahm, zeigt die Tatsache, dass der junge Georg Lukács, seinen leidenschaftlichen Aufsatz („Die romanische Gefahr", S. 443-449), in dem er die französische und deutsche Literatur unter dem Gesichtspunkt gegenüberstellte, wie weit sie als Vorbilder für die neue ungarische Literatur dienen könnten, zu Weihnachten 1911 in dieser deutschsprachigen Zeitung veröffentlichte. Dieser Beitrag war ein Meilenstein in der Geschichte der ungarischen Moderne. Die Zeitschrift „Nyugat" (Westen), die seit ihrer Gründung 1908 *das* Organ der Bewegung war, verlor nach 1911 diese Rolle. Ein Teil der Mitarbeiter wie Ludwig Hatvany, Georg Lukács und Franz Ferdinand Baumgarten, die auch im „Pester Lloyd" publizierten, verließ nicht nur die Zeitschrift sondern für eine Zeit auch das Land.

Das Institut für Literaturwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften arbeitet schon seit zwei Jahrzehnten an einem Projekt, dessen Ziel es ist, die Geschichte der ungarischen Literaturkritik in Einzeldarstellungen vorzustellen. In dieser „Irodalomtudomány és kritika" [Literaturwissenschaft und Kritik] betitelten Serie sind bereits 7 Bände erschienen. Die Grundprinzipien stellte 1985 Péter Dávidházi („Kritika és kritikatörténet" [Kritik und Geschichte der Kritik] – In: Irodalomtörténet 1985, H. 4) vor, der auf die Wichtigkeit der Erforschung der Entstehung und Wirkung der ästhetisch-poetischen Normensysteme hinwies.

Zsuzsa Bognár knüpft an diese Forderung an und behandelt die ungarischen Kritiker des „Pester Lloyd" nach den weltanschaulich bedingten Normensystemen, die die Grundlage ihrer Kritiken bildeten, und findet drei Richtungen. Zur ersten gehört Max Rothauser (1863-1913), der einen „moralästhetischen Standpunkt" vertrat und von 1900 bis 1913 den Feuilletonteil des Blattes redigierte. (Dieser Zeitraum bestimmte auch

die zeitliche Einschränkung der Untersuchung.) In seinen Kritiken war „der sittliche Ernst" Maßstab, den er von literarischen Werken forderte (S. 31). Den liberalen Geist des Blattes zeigt, dass Rothauser Kritiken veröffentlichte, deren ästhetische Normen sich von den eigenen wesentlich unterschieden. Eine zweite Richtung vertraten Ernst Goth (1879-1924) sowie der Chefredakteur und Mäzen des „Nyugat" Hugo Ignotus (1869-1949) und Ludwig Hatvany (1880-1961). Sie verfassten nach dem Vorbild von Alfred Kerr und Hermann Bahr „impressionistische Kritiken", und suchten nach dem Lebensgefühl der Autoren. Eine dritte Gruppe bildeten die Kritiker, die zum Freundeskreis des jungen Georg Lukács (1885-1971) gehörten und ihr Normensystem auf die „dauerhafte Festigkeit der Formen" gründeten: Béla Balázs (1884-1949), Franz Ferdinand Baumgarten (1880-1927), Michael Josef Eisler (1882-1944?), Ernst Lorsy (1889-1961) und Elsa Stephani (?-?). Ein großes Verdienst der Verfasserin ist, dass sie das gleichzeitige Nebeneinanderwirken von mehreren Generationen und Ideologien wahrnimmt und beschreibt.

Im zweiten Teil der Dissertation stellt Zsuzsa Bognár die literaturkritische Tätigkeit der Korrespondenten vor, die über die neuen Bücher, Theaterpremieren und andere kulturelle Ereignisse aus Wien (Ludwig Hevesi [1843-1910], Felix Salten [1869-1945]) und Berlin (Julius Bab [1880-1955], Andreas Latzko [1876-1943], Rudolf Lothar [1865-1943], Eugen Robert [1877-?]) berichteten. Die Trennung der Berichterstatter von den einheimischen Kritikern macht zwar die Gruppierung des ersten Teils leichter, sie erschwert aber den Überblick über die Literaturkritik. Ludwig Hevesi steht in seinem literaturkritischen Normensystem in der Nähe von Max Rothauser, während Felix Salten eher die Werturteile von Ernst Goth und Ignotus teilt. Von den Berliner Berichterstattern ist Julius Bab der einzige, der wirklich eine Berliner Sicht vertrat und nicht ungarisch konnte; Latzko, Lothar und Robert haben ihre Normvorstellungen bereits in Budapest oder in Wien gefestigt und betrachteten die Kultur Berlins mit den Augen von Fremden.

Der zweite, umfangreichere Teil des Buches bringt eine gute Auswahl aus den literaturkritischen Schriften des „Pester Lloyd". Sie könnte als vierter Band neben die Reclam-Bände „Die Berliner Moderne", „Die Münchner Moderne", „Die Wiener Moderne" als „Die Budapester Moderne" gestellt werden. Sie enthält 66 Beiträge von 20 Kritikern, von denen Ludwig Hevesi, der bedeutendste Kunstkritiker der Wiener Sezession, und Georg Lukács zu den größten Kritikerpersönlichkeiten der Jahrhundertwende gezählt werden können (Hevesi ist mit 9 und Lukács mit 8 Schriften in der Auswahl vertreten). Auch Felix Saltens Kritiken weisen Qualitäten auf, die nach einer Wiederentdeckung seines Werkes verlangen. Ernst Goth und der Arzt Michael Josef Eisler verdienten ebenfalls, dass ihre Tätigkeit zum Gegenstand eigener literaturgeschichtlicher Untersuchungen wird.

Die von Zsuzsa Bognár zusammengestellte Anthologie bietet ein buntes Bild der deutschsprachigen und ungarischen Literatur zwischen 1900 und 1914. Die feierlichen Gedenkschriften („Schiller" und „Heine" von Ludwig Hevesi), die Nekrologe („Zola" und „Ibsen" von Max

Rothauser, „Mark Twain" von Felix Salten), die Geburtstagsgrüße („Maeterlinck" und „Gerhart Hauptmann" zum fünfzigsten von Béla Balázs und Julius Bab geschrieben, dem Dichter und Zeitschriftenredakteur „Josef Kiss" zum siebzigsten von Ernst Lorsy verfasst), die umfassenden Porträtschriften („Zoltán Ambrus" von Max Rothauser, „Oskar Wilde" von Ignotus, „Endre Ady" von Ernst Goth, „Selma Lagerlöf" von Elsa Stephani) zeigen die Vorbilder, an die sich die ungarische Moderne angeschlossen hat. Die Theater- und Buchkritiken veranschaulichen auch das vielseitige Interesse und das rasche Reagieren der Mitarbeiter. Rainer Maria Rilkes „Neue Gedichte" sind Mitte Dezember 1907 ausgeliefert worden. Der „Pester Lloyd" war die erste Zeitung, die sie am 19. Februar 1908 besprach. Auch die allererste Kritik über ein Kafka-Buch, die Besprechung des Prager Otto Pick über das bei Ernst Rowohlt Mitte Dezember 1912 erschienene Heft „Betrachtung" ist am 9. Februar 1913 in Budapest erschienen. „Neuer Weg" heißt der Titel jenes Artikels, in dem Felix Salten Arthur Holitschers „Amerika. Heute und morgen" am 20. Oktober 1912 rezensierte.

Die von Zsuzsa Bognár ausgewählten Kritiken über die ungarischen Dichter zeigen, dass die Mitarbeiter der Zeitung auch die Werte der zeitgenössischen ungarischen Literatur erkannten und propagierten. Neben dem bereits erwähnten Artikel von Ernst Goth über Endre Ady können wir in der Anthologie lobende Besprechungen über den ersten Roman „Sárarany" [Gold im Kot] des bedeutenden Erzählers Zsigmond Móricz, über Sándor Bródys Drama „A dada" [Die Amme], über Franz Molnárs „Der Teufel" und „Liljom" lesen. Gyula Krúdys Roman „Die rote Postkutsche" stellte Ernst Goth am 6. September 1913 unter dem Titel „Ein Budapester Roman" vor. Die einleitenden Sätze seiner Kritik dokumentieren anschaulich das Selbstverständnis von Budapest und seiner Bewohner in diesen Jahren: „Es gibt heute ein Romanthema, so überreich an Gestalten, Schicksalen und Bildern, so erfüllt von phantastischer Realistik, von bitterbösem Humor und grotesk verzerrter Tragik, dabei so neu, so unwahrscheinlich originell, wie es auch die größten Romanciers nur alle hundert Jahre nur einmal zu erraffen wissen. Allein dieses Thema bleibt ungenützt, weil es scheinbar unter den wenigen, die es bewältigen könnten, keinen großen Romancier gibt. Es heißt Budapest. Das Leben, das Werden und Wachsen dieser merkwürdigsten, jüngsten – doch schon dekadenten – aller europäischen Metropolen, dieser seltsamen Mischung aus Chicago und Kecskemét, in der ein ungeheuer Lebenshunger und Genußappetit sich mit orientalisch sorgloser Lässigkeit paart, [...]" (S. 500)

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die von Zsuzsa Bognár ausgewählte Anthologie aus den Kritiken des „Pester Lloyd" so wichtige literarische Texte enthält, dass sich das Buch jede Bibliothek, die die deutschsprachige Literatur um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts zu ihrem Sammelgebiet zählt, anschaffen soll.

Ferenc Szász (Budapest)

Booij, Geert/ Christian Lehmann/ Joachim Mugdan (Hg.), unter Mitarbeit von Wolfgang Kesselheim und Stavros Skopeteas: Morphologie. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung. 1. Halbband. – Morphology. An International Handbook on Inflection and Word-Formation. Volume 1. Berlin, New York: de Gruyter, 2000 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 17.1). 972 S.

Das lange ersehnte seit 1994 im Verlagskatalog angekündigte HSK-Referenzwerk zur Morphologie ist mit seinem ersten Halbband endlich da. Es drängt sich die Frage auf, ob sich das lange Warten gelohnt hat, zumal das Blackwell'sche von Spencer und Zwicky herausgegebene „Handbook of Morphology" (des Weiteren BHM) bereits 1998 erschienen ist und ab 2001 auch als Taschenbuchausgabe für breite Leserkreise zugänglich ist. Will man diese Frage einigermaßen begründet beantworten, so ist dazu – auch wenn dies keine Doppelrezension werden soll – der Vergleich von Aufbau und Konzeption der beiden groß angelegten Parallelunternehmen unvermeidbar. Beide Bücher werden zwar dem Anspruch gerecht, ein Referenzwerk zur internationalen Morphologieforschung sowie zur Deskription eines für die Sprachen der Welt repräsentativen Spektrums morphologischer Fakten zu sein, ihre aufmerksame Lektüre lässt jedoch erkennen, dass der HSK-Band eine deutliche Schwerpunktverlagerung zum Deutschen hin aufweist. Im Folgenden sollen zuerst die Wesenszüge dieser im Deutschen verwurzelten Internationalität umrissen werden.

Die Schwerpunktverlagerung zum Deutschen hin lässt sich unter vier Aspekten fassen:

(1) Der Anteil der Sprachwissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum unter den Autoren des Bandes beträgt ca. 20 Prozent.

(2) Die Sprachenwahl in den einzelnen Beiträgen zeigt folgendes Bild: Die Zweisprachigkeit des Titels und des Vorworts erweckt eine falsche Erwartungshaltung, zumal nur 17 der insgesamt 91 Artikel, d.h. 23 Prozent, deutschsprachig sind, die überwiegende Mehrheit der Texte liegt auf Englisch vor. Der Vergleich mit zwei anderen HSK-Bänden ergibt, dass der Anteil der deutschsprachigen Texte einen deutlichen Rückgang zeigt, da der 1991 veröffentlichte Semantik-Band noch zu 68 Prozent auf Deutsch verfasst wurde, der 1993 erschienene Syntax-Halbband aber nur noch zu 36 Prozent.

(3) Die sprachliche Orientiertheit der Beschreibung der empirischen Fakten äußert sich einerseits in der Sprachenwahl bei den illustrativen Beispielen sowie andererseits im Ausmaß der Fokussierung der Darstellung auf Phänomene des Deutschen. Die Analyse der Beiträge unter diesem Aspekt ergibt Folgendes: Bei etwa 9 Prozent der Beiträge lässt sich eine eindeutige Bevorzugung von Phänomenen des Deutschen beobachten, bei 15 Prozent ist zwar eine andere Sprache, meistens Englisch, im Zentrum der Aufmerksamkeit, Deutsch

wird aber in der Darstellung zumindest in Form von illustrativen Beispielen auch gebührend mit beachtet. Bei 10 Prozent der Artikel werden dagegen Erscheinungen der deutschen Morphologie nur am Rande berührt, bei 36 Prozent bleiben die Phänomene des Deutschen weitgehend ausgeblendet, z.T. thematisch bedingt, z.T. wegen der angelsächsischen oder slawischen Herkunft der betreffenden Autoren. Der Rest der Beiträge, etwa 30 Prozent, ist typologisch orientiert, wobei ein breites Spektrum an Daten aus verschiedenen Sprachen (inklusive des Deutschen) analysiert und diskutiert wird.

(4) Die im deutschsprachigen Raum ausgearbeiteten theoretischen Entwürfe sind im Gesamtwerk im Allgemeinen angemessen repräsentiert. Eine Ausnahme ist der von *Motsch* verfasste Überblick über Morphologie in Deutschland. Dieser Artikel ist mit seinen fünf Seiten nämlich erheblich kürzer als etwa sein Pendant über Großbritannien. Hinzu kommt noch, dass das zwanzigste Jahrhundert in nicht einmal drei vollen Spalten abgehandelt wird. Durch die Raumknappheit bedingt können die wichtigsten Forschungsergebnisse nur stichwortartig referiert werden, es bleiben zudem zahlreiche bedeutende Morphologen aus dem deutschsprachigen Raum unerwähnt, u.a. Köpcke, Plank und Raffelsiefen. Diesem Thema hätte von den Herausgebern entschieden mehr Raum zugeteilt werden müssen.

Als Zwischenbilanz ergibt sich, dass sich das HSKM insgesamt durch eine gemäßigt deutschzentrierte Internationalität auszeichnet.

Ich komme jetzt zur vergleichenden Betrachtung von Konzeption und Aufbau der beiden morphologischen Referenzwerke, die durch ihre Unterschiedlichkeit das Bild einer Schatzkammer bzw. einer modernen Ausstellung evozieren: das HSKM erinnert dabei an eine Schatzkammer, in der die Kronjuwelen aufbewahrt werden, deren Glanz alles andere überstrahlt, wogegen das BHM eher das Bild einer Ausstellung mit Exponaten neueren Datums assoziieren lässt. Ersteres zeichnet sich nämlich aus durch seine Konzentration auf Altbewährtes, durch die vollständige Dokumentation der Begriffs- und Forschungsgeschichte, durch die gewissenhafte Herausarbeitung der Grundkonzepte sowie durch die weitgehende Ausblendung von linguistischen Eintagsfliegen und Modellwucherungen. Das Blackwell'sche Parallelunternehmen ist grundsätzlich anders konzipiert: Die Grundlagen der Forschung und die historische Perspektive der Theoriebildung bleiben hier weitgehend unbeachtet, der Schwerpunkt liegt dafür auf der Theoriediskussion der letzten 30 Jahre, wobei die Behandlung der Interface-Problematik besonders viel Raum einnimmt. Die Konzeption des HSKM entspricht demnach viel mehr den gängigen Vorstellungen, die man mit einem Handbuch verbindet, zumal es ja auch gemäß der Intention der Herausgeber „als allgemeines Referenzwerk, ähnlich einer Enzyklopädie, genutzt werden" (S. XV) können sollte. Die konzeptionellen Unterschiede werden vor allem in der Makro- und Mikrostruktur der beiden Handbücher transparent. Das BHM ist zum größten Teil in modellorientierte Kapitel gegliedert. Vielfach zeigen auch diejenigen Artikel, deren Titel etwas anderes andeutet, eine betonte Hinwendung zu bestimmten

Theorievarianten. Die überwiegende Mehrheit der Beiträge setzt sich mit theorieinduzierten Problemen auseinander. Das HSKM, dessen Strukturierung im Folgenden in der gebotenen Kürze besprochen werden soll, ist dagegen primär konzept- und teilbereichsorientiert aufgebaut. Die einzelnen Artikel sind auch in diesem Geiste konzipiert und strukturiert, d.h. vorrangig phänomen- und problemorientiert. Der erste Teilband enthält 12 thematische Blöcke. Während der erste von diesen als allgemeine Einführung in die Morphologie als Disziplin angelegt ist, und der zweite und dritte der Geschichte der morphologischen Forschung von der Antike bis zum 19. Jahrhundert bzw. im 20 Jahrhundert gewidmet sind, sind die übrigen 9 thematischen Gruppen grundkonzept-, phänomen- und teilbereichsspezifisch angeordnet: Block IV enthält Artikel zu Grundbegriffen wie z.B. „Wort", „Markiertheit", „Ikonizität", „Natürlichkeit", „Regularität" und „Produktivität". Block V behandelt die Bedeutung der Morphologie für Grammatik und Lexikon unter besonderer Berücksichtigung der Schnittstellenproblematik, wobei die Interaktion der Morphologie mit Phonologie, Syntax und Lexikon im Fokus steht. Ein Blick auf das BHM, in dem ein eigenständiges Kapitel dem Verhältnis von Morphologie und Pragmatik gewidmet ist, macht bewusst, dass die Pragmatik bei der Behandlung der Schnittstellen im HSKM bedauerlicherweise fehlt. Die einschlägigen Arbeiten von Dressler, Barbaresi und Kiefer werden zwar an mehreren Stellen des Handbuchs referiert, diese verstreuten Hinweise können jedoch einen systematischen Überblick über die Zusammenhänge von Morphologie und Pragmatik nicht wettmachen.

Block VI thematisiert Einheiten der morphologischen Struktur, Block VII verschiedene Aspekte der Allomorphie. Block VIII bietet im Anschluss an Mel'čuks mit scharfsinniger definitorischer Stringenz vorgenommene Typologie der morphologischen Prozesse einen Überblick über die einzelnen Prozesse. Es ergibt sich dabei ein merkwürdiger Widerspruch zwischen dem übergreifenden Titel der thematischen Gruppe und der Überschrift des einleitenden Kapitels. Diese Diskrepanz hat neben der irritierenden Wirkung auf den Leser auch ihre gute Seite, spiegelt sich doch darin die Toleranz und grundsätzliche Offenheit der Herausgeber verschiedenen Theorien gegenüber: Während die Konzeption des Handbuchs die Bezeichnung „formale Prozesse" vorsieht, bevorzugt Mel'čuk aus theoretischen Erwägungen heraus den Terminus „morphologische Prozesse", den er wie folgt definiert: „... an action by the speaker of a language: using a particular typ of a linguistic sign in order to express, within the bounderies of a word-form, a meaning applied to the meaning of the stem of this word-form" (S. 523). Da durch diese Definition der Gebrauch von sprachlichen Zeichen vorausgesetzt wird, wird von Mel'čuk der Terminus „formaler Prozess" abgelehnt.

Der verbleibende Teil des HSKM ist teilbereichsspezifisch organisiert, wobei der auf Flexionsmorphologie spezialisierte neunte Block und die beiden letzten Grundprobleme und Prozesse der Wortbildung fokussierenden Blöcke durch die die Wortartproblematik

vielschichtig thematisierende Gruppe X als eine Art Brücke verbunden sind. Im Folgenden sollen die für den zweiten Teilband vorgesehenen übergreifenden Gliederungseinheiten aufgezählt werden, um die Kohärenz der Gesamtkonzeption wenigstens ansatzweise zu veranschaulichen: Semantische Kategorien und Operationen in der Morphologie (XIII-XIV), morphologische Typologie und Universalien (XV), Sprachskizzen (XVI), morphologischer Wandel (XVII-XVIII), psycholinguistische Aspekte der Morphologie (XIX), Morphologie in der Praxis (XX) sowie Nachbardisziplinen der Morphologie (XXI).

Die Gliederung des Handbuchs führt an einigen Punkten zu Wiederholungen und partiellen Überlappungen. Dies ist in einem Werk von diesem Umfang und Format innerhalb gewisser Grenzen unvermeidbar, störend sind aber die partiellen Überschneidungen, wenn sie eine stark voneinander abweichende Terminologie und Klassifikation enthalten wie die Darstellung der morphologischen Prozesse in Block VIII und die Beschreibung der Wortbildungsprozesse in Block XII. Besonders schwer nachvollziehbar sind die blockinternen Unstimmigkeiten im Wortbildungsteil. Während nämlich Mel'čuk in zwei Übersichtstabellen auf S. 527 die Unterschiede zwischen seiner Klassifikation und der Strukturierung des ganzen Blockes klar herausstellt, findet man in *Fleischers* Einführungskapitel keine entsprechenden Hinweise. Die von den Herausgebern praktizierte Offenheit verschiedenen Theorien gegenüber ist im Allgemeinen zu begrüßen, es ist aber auch nicht zu übersehen, dass sie an manchen Punkten unweigerlich zur Verletzung der Kohärenz der Gesamtdarstellung führt. Die überwiegende Mehrheit der Artikel bietet zwar einen ausgewogenen Überblick über konkurrierende Ansätze, offene Probleme und Forschungsdesiderata, es gibt aber einige sich partiell überschneidende Stellen, wo unterschiedliche Ansätze zum selben Phänomen vertreten werden, ohne gegenseitige Querverweise.

Zum Schluss möchte ich noch zwei interessante, wenn auch provokative Leitideen der Konzeption des HSKM hervorheben. Die erste davon betrifft die weitgehende Ausblendung neuester Entwicklungen und Modeerscheinungen in der Theoriebildung, die zweite die Grundkonzept- und Phänomenorientiertheit der Makro- und Mikrostruktur. Die Konzeption des Handbuchs bietet zweifelsohne viele Vorteile: Auf diese Weise können die gemeinsamen Grundlagen verschiedener Forschungstraditionen herausgearbeitet werden, es können die übergreifenden Entwicklungslinien der Theoriebildung sowie die Verdienste konkurrierender Ansätze um die Bereicherung der Morphologie als Disziplin transparent gemacht werden, und es kann die (morphologietheoretische) Spreu vom Weizen getrennt werden. Die Konzentration auf Altbewährtes und Zuverlässiges ist jedoch mit der Gefahr verbunden, dass relevante Neuansätze oder paradigmenstiftende Umorientierungen dabei eventuell übersehen werden können. Die Analyse der Berücksichtigung des neuesten Forschungsstandes in den einzelnen Beiträgen zeigt, wie unterschiedlich die Autoren des Bandes die Anweisung der Herausgeber ausgelegt haben, diejeni-

gen Arbeiten, „deren Wirkung auf die Zukunft der Disziplin nicht abzuschätzen ist" (S. XVI) möglichst nicht zu referieren: Die Veröffentlichungsjahre der neuesten zitierten Fachliteratur umspannen nämlich den Zeitraum zwischen 1987 und 1999, wobei 58 Prozent der Artikel den Forschungsstand nur vor bzw. bis 1995 berücksichtigen, 11 Prozent auch noch 1996, 17 Prozent 1997, 9 Prozent 1998 und nur 5 Prozent schließlich auch noch 1999 mit einbeziehen.

Die Leitidee, das HSKM nicht modell-, sondern grundkonzept- und phänomenorientiert aufzubauen, wird von den Herausgebern aus ihrer provokativen These heraus motiviert, wonach „Morphologie weit weniger konkurrierende Modelle hervorgebracht [hat] als die Syntax" (S. XV). Auf S. XVI wird dieser Gedanke wie folgt formuliert: [...] das Gebiet der Morphologie als ganzes scheint – anders als Phonologie, Syntax und Semantik – nicht wesentlich an konkurrierenden Modellen orientiert zu sein". Begründet wird diese Auffassung damit, dass „die grammatische Struktur auf der morphologischen Ebene weniger frei und viel starrer [ist] als auf der syntaktischen Ebene" (S. XV). In merkwürdigem Widerspruch steht dazu folgender Satz in demselben Vorwort: „Die Unterschiede zwischen Sprachen sind auf der morphologischen Ebene besonders ausgeprägt" (S. XIX). In diesem Zusammenhang sei nur daran erinnert, dass sich die Morphologie als sprachliche Komponente am Schnittpunkt von Phonologie, Syntax und Lexikon befindet. Aus ihrem Begegnungsort-Status folgt, dass in der Morphologie mindestens so viele Modelle Anwendung finden können wie auf dem Gebiet der Phonologie, der Syntax und der lexikalischen Semantik. Hervorzuheben ist auf jeden Fall, dass das HSKM eben durch seine Nicht-Modellorientiertheit einen wichtigen Beitrag dazu leistet, die Kluft zwischen verschiedenen Forschungstraditionen zu überbrücken.

Fazit: Die eingangs gestellte Frage, ob sich das lange Warten auf den ersten HSK-Teilband zur Morphologie gelohnt hat, ist ganz entschieden mit Ja zu beantworten, weil die Tiefe und Breite der Darstellung das ansonsten hohe Niveau des Blackwell'schen Parallelunternehmens weit übertrifft. Es ist allerdings einzuräumen, dass das Referenzwerk von de Gruyter in seinem für 2002 angekündigten zweiten Halbband noch zu zeigen haben wird, inwieweit die im ersten Teil geleistete theoretische Grundlegung in die typologische und deskriptive Praxis umgesetzt werden konnte. Sollte ihm dies gelingen, so wäre damit ein grundsätzlich neuer Qualitätsmaßstab erreicht, dem das BHM nicht gerecht wird, ist doch dort eben die fehlende Integration von Theorie und analytischer Praxis in den Sprachskizzen als Desiderat anzusehen. Zum Schluss sei potentiellen Lesern nahe gelegt, die beiden konkurrierenden Handbücher ergänzend zu benutzen. Da die HSK-Darstellung nicht modell-, sondern grundkonzept- und phänomenorientiert ist, ist die Darbietung der Informationen über die einzelnen theoretischen Modelle unübersichtlich, und da vorläufig auch kein Register zur Verfügung steht, hat man kaum Chancen, das eben Benötigte herauszufiltern. Hinzu kommt

noch, dass die neuesten Entwicklungen in der Theoriebildung im HSK-Band deklarierterweise nicht mit berücksichtigt sind, da empfiehlt es sich ebenfalls, im BHM nachzulesen. Ein Besuch der königlichen Schatzkammer ersetzt eben nicht die Besichtigung einer Ausstellung, in der Exponate neueren Datums nach Stilrichtungen geordnet präsentiert werden.

Rita Brdar-Szabó (Budapest)

Deutsch-Schreiner, Evelyn: Theater im ‚Wiederaufbau'. Zur Kulturpolitik im österreichischen Parteien- und Verbändestaat. Wien: Sonderzahl, 2001. 412 S.

Die kulturpolitischen Ziele waren in Österreich nach dem Ende der NS-Diktatur und der Wiedererrichtung der Republik in den Grenzen von 1938 ausgerichtet auf die strikte Abgrenzung von allem Deutschen, auf den „Anschluss" an (alt)österreichische Traditionen und auf die (modifizierte) Übernahme der Österreich-Ideologie des Austrofaschismus. Kultur wurde gleichermaßen zur Reinwaschung von historischer Schuld wie zur Findung einer eigenen staatlichen Identität funktionalisiert. Dass dem Theater in einer solchen Situation aufgrund der Öffentlichkeitswirksamkeit ein besonderer Stellenwert zukam, versteht sich. In zahlreichen Einzelstudien über diverse Theaterinstitutionen und -persönlichkeiten (Vgl. Zeit der Befreiung. Wiener Theater nach 1945. Hg. v. Haider-Pregler, Roessler. Wien 1997) wurden zwar wichtige Aspekte des kulturellen Wiederaufbaus in Österreich bereits beleuchtet, eine monographische Zusammenschau leistet indes erst die vorliegende Abhandlung.

Das Hauptverdienst der Verfasserin liegt in der Erschließung und Auswertung einer Fülle neuer Quellen sowie im Ausloten des „Politikfeld[s] Theater" (S. 11) in (fast) allen seinen Facetten: Sie beschränkt sich nicht „auf das traditionelle Hochkulturtheater", schließt vielmehr sozialdemokratische Massenfestspiel- und katholische Kirchenfestinszenierungen, diverse Laienspielaktivitäten etc. in ihre Analysen mit ein, konzentriert sich jedoch beinahe ausschließlich auf Wien. Mit Ausnahme von Salzburg (Festspiele) bleiben die Theater in den Bundesländern aus den Beobachtungen weitgehend ausgespart.

Keine Frage, dass das Wiener Theatergeschehen quantitativ und qualitativ von weitaus größerer Bedeutung, daher auch für die politischen Parteien interessanter war als das in der Provinz. Dennoch gibt es auch in dieser einiges, das Erwähnung verdiente wie das Grazer Hochschulstudio (1946 bis 1950), hat doch von diesem, dank seinem innovativen, alles andere als provinziellen Programm, „eine gerade Linie zum Forum Stadtpark" (Holzinger, Alfred: Große Hoffnungen und langsamer Neubeginn. In: Literatur in der Steiermark 1945-1976. Graz o.J., S. 18.) geführt. Ein Vergleich mit dem Wiener Studio der Hochschulen, das 1950 wegen seiner eher progressiven Ausrichtung vom Unterrichtsministerium finanziell aus-

gehungert wurde (S. 278), wäre im Hinblick auf die programmatischen Konzepte, die politische Einflussnahme, unterschiedliche Wirkung etc. interessant.

Entsprechend der Fokussierung ihres Erkenntnisinteresses auf Zusammenhänge von Theater und Politik gliedert Deutsch-Schreiner ihre Untersuchung folgerichtig nicht nach Theaterinstitutionen, sondern nach diversen Einflusssphären, der sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen (Teil 1), der kommunistischen (2), der katholischen und konservativen (3) sowie der US-amerikanischen (4). Ein abschließendes Kapitel gilt den quer zu den politischen Einflussbereichen angesiedelten, quasi in den kulturellen Untergrund der 50er Jahre verbannten avantgardistischen Theateraktionen der „Wiener Gruppe" (5).

Sieht man von den letztgenannten ab, die ihre „verachtung für das theater" (Oswald Wiener, S. 355) im Anschluss an die Avantgarden des frühen 20. Jahrhunderts durch Sprengung herkömmlicher Kunstvorstellungen, durch Brechen von Tabus, Unterlaufen jeglicher Sinnerwartung etc. zum Ausdruck brachten, ortet die Verfasserin bei allen Gruppierungen einen eklatanten Mangel an ästhetischen Ambitionen zugunsten des Interesses an massiver politischer Einflussnahme. Diesbezüglich bot sich der größte Spielraum der katholischen Kirche im Verein mit der konservativen, an christlichsoziale Traditionen anschließenden ÖVP, die – nicht ohne „Parallelen mit der NS-Pseudoreligiosität" (S. 212) – von der „Kunst religiöse Sinnstiftung" (S. 204) erwartete. Die ÖVP stellte bis 1970 die für Kultur zuständigen Unterrichtsminister und nutzte ihre Machtposition nicht zuletzt, um Einfluss auf die Bundestheater zu nehmen. Ehemals maßgebliche Kulturpolitiker des Ständestaates, (wie Hans Pernter und Rudolf Henz), die wieder in Schlüsselfunktionen des Verwaltungsapparates, in Bundestheatern, im Theater der Schulen, Rundfunk etc. eingesetzt wurden, sorgten für fragwürdige ideologische (Österreich-Idee) und ästhetische Kontinuitäten, für Klassikerpflege und den Anschluss an Konzepte der 30er Jahre (z.B. Weihespiele, volkstümliches katholisches Theater), jedoch den Ausschluss der Moderne.

In der Theaterpolitik der Sozialdemokratie spiegelt sich deren strategische Verunsicherung nach 1945 wider: Die in der Ersten Republik in die Opposition verdrängte, nach 1934 durch die christlichsozialen Machthaber verbotene Bewegung hat nach gemeinsamen Erfahrungen der Unterdrückung durch die Nazis mit den ehemaligen Feinden in der ÖVP zu gemeinsamer Regierungsverantwortung zusammengefunden, zugleich des sozialen Friedens wegen die Ereignisse von 1934 ebenso tabuisiert wie Österreichs Anteil an den NS-Verbrechen. Avantgardistische Ansätze des sozialdemokratischen Theaters der 30er Jahre wurden nicht weitergeführt (S. 60), politische Provokationen des Koalitionspartners tunlichst vermieden. Das ästhetische Programm charakterisiert Deutsch-Schreiner als sanften, nicht militanten sozialistischen Realismus. Man setzte gegen den machtpolitischen Einfluss der ÖVP in den Bundestheatern auf die „Kraft der Zahl" (S. 17), auf die Mobilisierungsmöglich-

keiten durch den SP-dominierten Österreichischen Gewerkschaftsbund (ab 1948 Eigentümer der ehemals nationalsozialistischen „Kraft durch Freude"-Institution Volkstheater) und die Arbeiterkammer (Volkstheater in den Außenbezirken). Von einem durchaus bürgerlichen Bildungs- und Unterhaltungstheater erwartete sich die Sozialdemokratie in ihrem vom Austromarxismus geerbten aufklärerischen Optimismus politische Erziehungseffekte. Unter der Direktion von Leon Epp (seit 1951) wurde neben dem keineswegs spezifisch sozialdemokratischen Standardprogramm für die Masse (Vorrang der Klassiker, „entschärfte" Volksstücke) auch zaghaft zeitgenössischer Dramatik (O'Neill, Sartre) ein Platz eingeräumt.

Zurecht ortet Deutsch-Schreiner in der SP-Kulturpolitik wenig Alternativen zur konservativen. Das findet Bestätigung auch darin, dass sich die maßgeblichen Theater ab 1957 in der sogenannten „Wiener Dramaturgie", einer inoffiziellen Institution zu programmatischen Absprachen, also gewissermaßen zu einer großen Koalition oder Sozialpartnerschaft auf Theaterebene zusammenfanden. Auch vom Volkstheater wurde der von konservativer und amerikanischer Seite betriebene Brecht-Boykott bis 1963 mitgetragen. Dies entsprang nicht zuletzt dem Bemühen der SPÖ spätestens seit der Verschärfung des Kalten Krieges 1948, sich entschieden von den Kommunisten abzugrenzen.

Bis zur Staatsvertragsunterzeichnung 1955 nahmen die Besatzungsmächte USA und Sowjetunion entscheidenden Einfluss auf das Wiener Theatergeschehen. Während die Amerikaner wenig erfolgreich eher gemäßigt moderne zeitgenössische US-Autoren zu forcieren und einen österreichisch-amerikanischen Mythos unter Mithilfe von Max Reinhardts Witwe Helene Thimig zu begründen (S. 318) versuchten, also vor allem mit den Konservativen kooperierten, haben die Sowjets 1945 rasch reagiert, das Burgtheater wieder in Gang gebracht sowie mit Ernst Fischer als Unterrichtsminister und Viktor Matejka als Kulturstadtrat in Wien für kurze Zeit Schlüsselpositionen besetzt und eine anspruchsvolle Theaterkritik ermöglicht (S. 102). Die liberale Einstellung – bis 1947 gab es kaum sowjetische Zensur (S. 103) – endete mit der Verschärfung des Kalten Kriegs und wich einer strikten Orientierung an den Forderungen des sozialistischen Realismus mit antimodernistischem, antiamerikanischem und autoritärem Anstrich. Die bedeutendste Leistung der Sowjets war die Gründung des Neuen Theaters in der Scala 1948, eines im Gegensatz zur Funktionärsinstitution Volkstheater durchaus experimentierfreudigen Künstlertheaters (S. 150).

Im Detail können die Erkenntnisse von Deutsch-Schreiner in der gebotenen Kürze nicht gewürdigt werden. Sieht man vom genannten Bedenken (Wien-Konzentration) und von allzu seltenen Vergleichen mit der Situation im westlichen Deutschland ab, hat sie ein Handbuch vorgelegt, das nicht nur für die Theaterwissenschaft, sondern für alle an der Entwicklung des kulturellen Lebens in Österreich nach 1945 Interessierten zu einem unentbehrlichen Standardwerk werden sollte.

Kurt Bartsch (Graz)

Dietz, Gunther/ Tronka, Krisztián: *Sprech*Probe. Aussprachetraining für ungarische DaF-Lerner. Arbeitsbuch. Debrecen: Kossuth, 2001. 241 S.

Ungarisch arbeiten, dolmetschen, heiraten. Gibt es etwas, was an dieser Äußerung merkwürdig klingt? Ob man ungarisch arbeiten oder heiraten kann? (Dolmetschen kann man.) Wenn die kursiv gedruckten Wörter auf dem Papier bleiben, verkörpern sie nichts Außergewöhnliches. Aber wenn ein durchschnittlicher Deutschlerner madjarischer Herkunft diese vier Wörter laut ausspricht, wird er aller Wahrscheinlichkeit nach einen oder gar mehrere Fehler in der Betonung der Wörter machen. So hat einmal ein deutscher Student, der auch in Ungarn studierte und die Landessprache sehr gut beherrschte, gesagt, die Ungarn betonen in deutschen Wörtern grundsätzlich die erste Silbe, es sei denn, sie ist wirklich betont.

Dass „*Sprech*probe", dieses Aussprachetraining für ungarische DaF-Lerner das eigentliche Training mit den Suprasegmentalia beginnt, zeugt davon, dass die Verfasser mit den artikulatorischen Problemen ungarischer Muttersprachler bestens vertraut sind. Im einführenden ersten Kapitel wird der Leser mit dem Forschungsergebnis konfrontiert, dass die Aneignung einer akzentfreien Aussprache nach dem 15. Lebensjahr eher die Ausnahme als die Regel sei, doch sollten sich Lerner Mühe geben, eine gute Aussprache anzustreben. Im Kapitel, in dem der Sinn des Ausspracheunterrichtes erörtert wird, hätte man die Argumentation mit der Frage verbinden können, zu welchem Zweck die deutsche Sprache – und deren korrekte Aussprache – überhaupt gelernt und gelehrt wird. Es mag noch so verwunderlich klingen, aber einem Historiker oder Biologen werden die (muttersprachlichen) Kollegen sicherlich nicht vorwerfen, dass er einen starken Akzent habe, doch wird ein Bewerber (nach persönlichen Erfahrungen des Rezensenten) in der Privatwirtschaft mit noch so großem Wortschatz und grammatischer Korrektheit kein in Deutsch geführtes Vorstellungsgespräch mit Erfolg absolvieren, wenn er statt '*arbeiten ar'beiten* u.ä. sagt.

Die Gliederung des Buches (20 Kapitel) ist bequem übersichtlich und folgt wohl der Schwere der Ausspracheprobleme. Die Anordnung in einführende Kapitel (5) und Übungs-Kapitel (12) macht deutlich, dass sich das Buch als praktisches Übungswerk versteht, das die Arbeit auch mit anderen Hilfsmitteln unterstützt: eine CD- oder Audiocassette sowie Markierungen und Symbole, die die Orientierung in diesem Meer von Übungen erleichtern sollen. Die letzten drei Kapitel sind den IPA-Transkriptionszeichen, den Lösungen zu den Aufgaben und dem Quellenverzeichnis gewidmet.

Durch die interne Gliederung der Übungs-Kapitel in „Phonetik pur" (Bewusstmachung des Problems), „Phonetik plus" (Besonderheiten des Themas, Verknüpfung mit anderen Bereichen) und „Phonetik-Spaß" (lustige und kreative Aufgaben) wird die häufig anzu-

treffende Schwerfälligkeit ähnlicher Lehrwerke gekonnt aufgehoben. An dieser Stelle sollte auch der Übungswortschatz gelobt werden: Die Benutzer finden in den Übungen wirklich den Wortschatz wieder, den sie auch sonst in Privatgesprächen, den Medien, Filmen usw. hören und wahrscheinlich selbst reproduzieren möchten (*Handy, A-Klasse, V-Mann, megaätzend*). Diese sprachliche Wirklichkeitsnähe könnte ein Vorbild sein für viele Lehrbücher, die den unschuldigen ungarischen Lernern ein nie dagewesenes, vermeintlich korrektes, von Konjunktivformen überladenes Deutsch aufdringen möchten.

Etwas unklar dagegen ist der Sinn der Lückentexte, z.B. im Kapitel 2 („Segmentierung und lautsprachliche Phänomene"), mit denen bereits Bekanntes gefestigt werden sollte. Auf Seite 14 lesen wir: „Sprachlaute, die mit einem Hindernis im Mundraum gebildet werden, nennt man ...". Wenn der Benutzer die Terminologie des Buches bis zur Seite 14 verstanden hat, wird er die Lösung nicht sonderlich schwer finden. Wenn er die Terminologie nicht versteht, versteht er auch die Aufgaben nicht. Warum z.B. der Begriff ‚Morphem' auch auf diese Weise eingeübt wird, ist auch nicht ganz eindeutig. Die Lückentexte enthalten auch in den anderen Kapiteln manchmal viel zu viele oder ausschließlich Lücken, die eine sinnvolle Ausfüllung zumindest erschweren; wie auf S. 30, wo Fremdsuffixe eingetragen werden müssen oder auf Seite 22, wo nach orthographisch untrennbaren Konsonantenverbindungen gefragt und die Frage gleich nach dem Lückentext beantwortet wird.

Kapitel 3 ist der Silbe gewidmet. Der Schwerpunkt liegt auf der Silbentrennung, einem in erster Linie orthographischen Phänomen, das jedoch auch phonetische Unterschiede zwischen dem Deutschen und Ungarischen erhellt, wie z.B. die artikulatorische Untrennbarkeit eines Diphthonges in einer deutschen Silbe. Auch der Glottisschlag, der sog. Knacklaut wird erwähnt, (m.E.) jedoch viel zu kurz, da viele nichtdeutsche Sprecher Sätze wie „ein Ei essen" [ɛinɛijɛs:ɛn] aus Unkenntnis dieser Regel falsch bis unverständlich artikulieren.

Die für ungarische Muttersprachler wirklich schwierigen Probleme beginnen mit Kapitel 4 über den Wortakzent. Neben der Darstellung der Probleme der Betonung oder Nichtbetonung bestimmter Präfixe (*übersetzen, durchfahren, misslingen* u.ä.) wird auch auf Betonungsschwierigkeiten hingewiesen, die sich aus der Schreibung bestimmter homographer Suffixe ergeben; *Folie/Kopie, Magie/Papier/Bankier* oder *Dativ/Archiv*. Da die Akzentverhältnisse des Deutschen für Ungarn, die von ihrer Muttersprache her ausschließlich die Erstbetonung kennen, äußerst problematisch sind, ist die ausführliche Behandlung dieses Phänomens besonders empfehlenswert.

Ähnlich gut sind die Kapitel 5 („Akzentuierung im Satz") und 6 („Intonation") gestaltet. Auch diese Fälle stellen Bereiche der Prosodie dar, die von ungarischen Sprechern häufig normwidrig produziert werden. Die vielen Übungen sind auch hier gerechtfertigt, denn die Intonationsmuster einer Fremdsprache sind in der Regel schwieriger anzueignen als fremde Sprachlaute.

Die Behandlung der Sprachlaute beginnt im Kapitel 7 mit einer allgemeinen Einführung ins Vokalsystem, der ausgewählte Probleme der Bildung deutscher Vokale folgen. Kapitel 8 hat die deutschen Kurzvokale zum Inhalt. Dass die Darstellung des Unterschiedes zwischen Kurz- und Langvokalen der Standardsprache wieder als Lückentext formuliert wird, erscheint dem Rezensenten auch an dieser Stelle etwas ungewöhnlich; wer mit der Regel vertraut ist, braucht den Lückentext nicht, wem der Unterschied neu ist, wird wohl gleich zur Lösung blättern.

Ähnliches gilt für die Schilderung der beiden Schwa-Laute, die verdientermaßen am längsten behandelt werden, handelt es sich ja um diejenigen deutschen Laute, die den ungarischen Sprecher wohl am eindeutigsten identifizieren. Die Artikulation des e-Schwas und des a-Schwas wurde im Kapitel über die Vokale nicht thematisiert, so bleibt der Leser im Unklaren darüber, was überhaupt unter einem „Schwa" zu verstehen ist.

Die aus den vorangehenden Kapiteln bereits bekannten Einübungstechniken scheinen an dieser Stelle besonders nützlich zu sein, da viele ungarische Sprecher die normgerechte Artikulation oder den genauso häufig auftretenden Ausfall dieser Laute oft vernachlässigen oder einfach nicht wahrnehmen.

Zu den ausgewählten Problemen des Konsonantismus gehören die Auslautverhärtung (Kapitel 12), die progressive Stimmassimilation (Kapitel 13), die Aspiration der Verschlusslaute (Kapitel 14), die Buchstabenkombination -ng- (Kapitel 15) und der Ach- und Ich-Laut (Kapitel 16). Auch in der Darstellung der artikulatorischen Schwierigkeiten der deutschen Konsonanten verfahren die Autoren nach dem bewährten Muster, wobei es unverständlich erscheint, warum bei der Behandlung des Ich-Lautes verschwiegen wird, dass dieser auch im Ungarischen existiert; nämlich als Allophon des j-Lautes, wenn sich dieser dem vorangehenden stimmlosen Konsonanten partiell angleicht, wie in *kapj*, *ne lopj*, usw. Ein weiterer Umstand, der hier erwähnt werden muss, ist, dass m.E. das Problem der Doppelkonsonanten nicht genügend besprochen wird. Diese werden zwar als Indiz für einen nachfolgenden Kurzvokal angedeutet, jedoch wird nicht nachdrücklich darauf hingewiesen, wie störend die geminierte Aussprache deutscher Konsonanten aus dem Munde mancher Nichtmuttersprachler unter Umständen wirken kann.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass den Verfassern mit „*Sprech*-Probe" ein gut konzipiertes, stark zielgruppenorientiertes, didaktischäußerst gründlich aufgebautes Lehrwerk gelungen ist, das auf dem ungarischen Lehrbuchmarkt (und nicht nur auf dem ungarischen) konkurrenzlos dasteht. Die Tatsache, dass das Buch auf der Basis wirklicher Beobachtungen und nicht praxisferner Überlegungen entstanden ist, macht es für alle, die ihre Aussprache schulen wollen, besonders wertvoll.

Ottó Korencsy (Budapest)

Dragaschnig, Edina/ Hutterer-Pogány, Irene/ Muráth, Ferencné/ Zserdin, Marianne: Wirtschaft Sozialpolitik – aktuell (Gazdaság Szociálpolitika – aktuális). Bd. 1-2, JPTE Pécs – KFU Graz 1998. 395+265 S.

Über die seit einiger Zeit in der ungarischen Wörterbuchlandschaft zu beobachtende erfreuliche Unternehmungslust wurde bereits von Hessky im Festschrift für György Hell „Germanistische Linguistik aus dem Ambrosianum" in ihrem Beitrag „Wie viele Wörterbücher braucht der Mensch?" (2001: 9-29) berichtet; in die Reihe von Früchte tragenden Wörterbüchern (S. 10) wurde u.a. das Fachwörterbuch von Dragaschnig et. al. aufgenommen, das die vorliegende Rezension vorstellen und besprechen möchte.

Das zweisprachige Fachwörterbuch mit dem Titel Wirtschaft Sozialpolitik – aktuell erschien 1998 als ein Pilotprojekt der Mitarbeiter zweier Wirtschaftsuniversitäten. Das Wörterbuch ist von österreichischen und ungarischen Experten (einer Mitarbeiterin des Lehrstuhls für Wirtschaftskommunikation und Fremdsprachen an der Universität Pécs und drei Mitarbeiterinnen des Instituts für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung an der Karl-Franzens-Universität in Graz) zusammengestellt worden und ist damit in der ungarischen Wörterbuchlandschaft ein einmaliges Beispiel für interdisziplinäre Zusammenarbeit an Fachwörterbüchern.

Das Wörterbuch ist ein zweisprachiges enzyklopädisches Wörterbuch („kétnyelvű értelmező szótár") und hat die Fachgebiete Wirtschaft (Band 1) und Sozialpolitik (Band 2) zum Gegenstand. Es ist bidirektional (mit deutsch-ungarischen und ungarisch-deutschen Teilen), und richtet sich in erster Linie an Fachübersetzer, Dolmetscher, Wirtschaftsökonomen, Geschäftsleute mit dem Schwerpunkt interkulturelle Kommunikation sowie ungarische Studenten der Wirtschaftswissenschaften. Zu einem näher bestimmten Benutzerkreis des Wörterbuchs sowie zu vorgesehenen Funktionen des Wörterbuchs stehen uns jedoch keine weiteren Informationen zur Verfügung, weder im Vorwort noch im Geleitwort. Die Vermutung, dass sich das Wörterbuch in erster Linie an Benutzer mit ungarischer Muttersprache wendet, bestätigt sich nur implizit und zwar dadurch, dass die zwei Wörterbuchteile „Anleitung zum Wörterbuchgebrauch" und „Verzeichnis der meist gebrauchten Abkürzungen und Zeichen" zwar in beiden Bänden des Wörterbuchs stehen, aber nur in ungarischer Sprache.

Das zweibändige Fachwörterbuch besteht aus folgenden Teilen: Dem Band 1 eröffnenden „Előszó" („Zum Geleit") und folgt die von den Autoren des Wörterbuchs geschriebene „Bevezető" („Einführung"), der sich der Teil „A szótárról" („Über das Wörterbuch") anschließt; er enthält eine thematische Gliederung der zwei Fachgebiete (Wirtschaft und Sozialpolitik), gibt die Quellen des Wörterbuchs an und zählt die Selektionskriterien zur Wortschatzauswahl und zur Äquivalenzfindung im Wörterbuch auf. Die Anleitung zum Wörterbuchgebrauch „Útmutató a szótár használatához" gliedert sich in drei Teile,

von denen alle drei in beiden Bänden des Fachwörterbuchs und zwar auf Ungarisch verfasst vorhanden sind. Teil 1 enthält wichtige Hinweise zur Arbeit mit dem deutsch-ungarischen Wörterbuch, während Teil 2 einige Tipps bei der Arbeit mit dem ungarisch-deutschen Wörterbuch gibt. Teil 3 macht auf die „Jelentésbeli különbségek" („Unterschiede in der Bedeutung") aufmerksam. Daran schließt sich das Verzeichnis der „Rövidítések és jelek" [die meist gebrauchten Abkürzungen und Zeichen] an, das in beiden Bänden abgedruckt ist.

Das eigentliche Wörterverzeichnis ist streng alphabetisch geordnet. Band 1 enthält das „Deutsch-ungarische Wörterbuch" sowie das „Ungarisch-deutsche Wörterbuch" zur Wirtschaft. Der deutsch-ungarische Wörterbuchteil enthält 401 Lemmata, während in den ungarisch-deutschen Wörterbuchteil 393 Lemmata aufgenommen wurden (die zwei Teile enthalten insgesamt also 794 Lemmata). In Band 2 sind die Wörterverzeichnisse „Deutsch-ungarisches Wörterbuch" und „Ungarisch-deutsches Wörterbuch" zur Sozialpolitik zu finden. Der deutsch-ungarische Wörterbuchteil zählt 268 Stichwörter, während im ungarisch- deutschen Teil 257 Lemmata verzeichnet sind (insgesamt also 525 Stichwörter). Auf die Wörterverzeichnisse folgen die im ersten Band stehenden „Anhänge" („Mellékletek") u.a. über „Die neuen Staaten Europas", „Die Parlamentsparteien Ungarns 1994-1998" usw., alle zweisprachig verfasst, gefolgt von dem deutschen („Német szójegyzék") und dem ungarischen Sachregister („Magyar szójegyzék"), die im Anschluss an das jeweilige Wörterverzeichnis zu finden sind. Das zweibändige Fachwörterbuch wird mit dem „Literaturverzeichnis" (Irodalomjegyzék) und dem „Quellenverzeichnis" („Forrásjegyzék"), beide im zweiten Band untergebracht, abgerundet.

Laut Vorwort strebt das Wörterbuch keine lexikographische Darstellung der Ganzheit der angegebenen Fachgebiete (Wirtschaft und Sozialpolitik) an, sondern versteht sich viel mehr als „Lückenschließer". Als wichtigste Selektionskriterien gelten: Aufnahme von Ausdrücken, die in anderen Wörterbüchern nicht lemmatisiert sind, Aufnahme von Neologismen sowie von umgangsprachlichen und pejorativen Ausdrücken. Nach Absicht der Verfasser soll das Fachwörterbuch als Neologismenwörterbuch verstanden werden, das neben neu entstandenen Fachwörtern auch Bezeichnungen für ungarische (APEH, ÁPV RT, ÁVÜ usw.) sowie für internationale Organisationen (ENSZ, KGST, NATO, OECD usw.) mit in sein Wörterverzeichnis aufnimmt. Diese Vorgehensweise entspricht den neuesten Ergebnissen der Wörterbuchbenutzungsforschung, die beweisen, dass die meisten Wörterbuchbenutzer unter Arbeit mit einem Wörterbuch Arbeit mit dessen Wörterverzeichnis verstehen und das Vorwort und die Benutzeranleitung gar nicht lesen; deshalb sollten auch Namen und Institutionen mit in das alphabetische Wörterverzeichnis eines Wörterbuchs integriert und nicht separat dargestellt werden.

Im Folgenden wird auf das Informationsangebot und den Aufbau der Wörterbuchartikel des zweiten Bandes des Fachwörterbuchs (Sozialpolitik) näher eingegangen. Mangels eines entsprechenden zweisprachigen Fachwörterbuchs zur Sozialpolitik käme dem

zweiten Band des Fachwörterbuchs eine besonders bedeutende Rolle zu. Im Bereich der Rentenversicherung vermisst man im Wörterbuch jedoch z.B. folgende Lemmata: *hárompillérű nyugdíjrendszer, járulékfizetés* (als Grundlage eines jeden Beschäftigungsverhältnisses und der Rentenansprüche), *járulékfizetési kötelezettség, járulékfizetési fegyelem, járulékfizető, szülői nyugdíj, nyugdíjelőtakarékosság, munkaadói-, munkavállalói járulék, felosztó – kiróvó rendszer, tőkefedezeti nyugdíjrendszer* (die beiden letzten Fachwörter ebenfalls Neologismen und Grundlagen des Rentenversicherungssystems) usw. Mit einer dem Fachwörterbuch zugrunde gelegten Fachsystematik hätte dieser Mangel leicht behoben werden können.

Den Benutzer spricht auf Anhieb die neuartige, übersichtliche und gut gegliederte Struktur der einzelnen Wörterbuchartikel an. Der Aufbau der zwei Wörterverzeichnisse ist parallel angelegt, deshalb wird nur die eine Richtung (ungarisch-deutsches Wörterverzeichnis) dargestellt, dabei ist die umgekehrte Richtung (deutsch-ungarisches Wörterverzeichnis) ständig mitgemeint. Jeder Artikel ist zweispaltig aufgebaut: in der linken Spalte steht das ungarische Lemma ggf. mit Abkürzungsformen, gefolgt von Synonymen (wenn vorhanden) mit einem Verweiszeichen auf andere Lemmata. Danach kommt der Definitionsteil und zum Schluss der Kontextteil, beide mit Quellenangaben. In der rechten Spalte steht das deutsche quivalent (oder quivalente) mit Genusangaben und evtl. Abkürzungsformen, gefolgt von den regionalen Varianten, die stets markiert sind. Danach werden Synonyme (wenn vorhanden) mit einem Verweiszeichen auf andere Lemmata verzeichnet. Anschlieend kommen der Definitionsteil und der Kontextteil, jeweils mit Quellenangaben.

Die in den Definitions- und den Kontextteil aufgenommenen Angaben sind Lexika und anderen Wörterbüchern sowie Tageszeitungen entnommene gekürzte, aber (sprachlich) nicht vereinfachte Belege, die konsequent mit einem Quellennachweis versehen sind. Dass diese Belege nicht immer informativ und verständlich (und deshalb nicht benutzerfreundlich) sind und auf das Wesentlichste eingehen, sei am Beispiel von zwei ausgewählten Wörterbuchartikeln gezeigt. Die relative Unverständlichkeit der Definitionen und Kontexte ergibt sich daraus, dass sie nur eine gekürzte, aber metasprachlich nicht vereinfachte Übernahme der in anderen Wörterbüchern oder (Fach-)Zeitschriften vorgefundenen Informationen sind. Der Wörterbuchartikel zum Stichwort *Waisenpension* ist im deutsch-ungarischen Wörterbuchteil auf der Seite 118 zu finden, während der Wörterbuchartikel zum Lemma *árvaellátás* aus dem ungarisch-deutschen Wörterbuchteil (S. 135-136) stammt. Die Kritik an der Informationsdarbietung lässt sich wie folgt zusammenfassen: Erstens fehlt (sowohl im ungarischen als auch im deutschen Teil) das deutsche Äquivalent *Waisenrente*, obwohl das Wörterbuch in seinem Vorwort verspricht, auch Bezeichnungsvarianten in sein Wörterverzeichnis mit aufzunehmen. Zweitens ist der Aufbau der Wörterbuchartikel im deutsch-ungarischen Teil parallel zum ungarisch-deutschen Wörterverzeichnis angelegt, deshalb vertrete ich die Meinung, dass ein ungarisch-deutsches

Wörterbuch zu diesen Fachgebieten mit einem deutschen Wortregister im Nachspann (oder umgekehrt: ein deutsch-ungarisches Fachwörterbuch mit einem ungarischen Wortregister im Nachspann) ebenso gute Dienste hätte leisten können, wie das das Wörterbuch in seiner jetzigen Form tut. Drittens: Das Lemma *árvaellátás* wird zwar in beiden Sprachen sehr umfangreich (im Definitions- wie im Kontextteil) definiert und kontextualisiert, die begriffliche Inkongruenz zwischen den beiden Äquivalenten jedoch (d.h. die Nichtübereinstimmung in den Sachverhalten selbst, in unserem Falle z. B. Unterschiede in dem Anspruchsberechtigtenkreis und der Bezugsdauer der Waisenrente in Ungarn und Deutschland) wird aber nicht aufgedeckt. Viertens muss noch erwähnt werden, dass der Definitions- und der Kontextteil zum ungarischen Lemma für das Stichwort relevante Kollokationen wie *teljes árvaellátás, nyugdíjjogosultságot szerzett, az árvaellátás havi minimuma* usw. (leider nur implizit!) enthält, während der Definitions- und der Kontextteil zum deutschen Stichwort ganz andere Kollokationen und Ausdrücke verzeichnet, wie z.B. *gesetzliche Sozialversicherung, Leistung an eine Waise* sowie *eine Waisenpension gebührt*. Die Entscheidung für diese Nichtaufeinanderbezogenheit der beiden Artikelteile ist schwer nachzuvollziehen und macht die Arbeit mit dem Wörterbuch nicht gerade leicht.

Zum Schluss möchte ich die Verdienste und die bahnbrechende Rolle des Fachwörterbuchs Wirtschaft Sozialpolitik – aktuell noch einmal zusammenfassen und hervorheben: Das Wörterbuch ist ein gemeinsames Produkt von internationalen Experten (mit großen mutter- und fremdsprachlichen Fachkenntnissen und mit umfangreichen praktischen Erfahrungen auf dem Gebiet der Ausbildung angehender Übersetzer im universitären Bereich und somit auch auf dem der Benutzerbedürfnisse) und damit beinahe einmalig nicht nur in der ungarischen, sondern auch in der internationalen Wörterbuchlandschaft. Bei der Wörterbuchanalyse wurde jedoch versucht zu zeigen, dass gerade die (fach)lexikographische Gestaltung der Wörterbuchartikel und die benutzerfreundliche Aufbereitung der sonst sehr umfassenden und konsequent dokumentierten Angaben zu kurz kommen. Es besteht jedoch kein Zweifel, dass eine leicht überarbeitete zweite Auflage dieses zweisprachigen Fachwörterbuchs den Anforderungen an ein, auch am Stand der gegenwärtigen Metalexikographie gemessen, leistungsfähiges Wörterbuch noch näher käme.

Das Wörterbuch verfolgt das selbst gesetzte Ziel, ist den Intentionen seiner Autoren entsprechend ein enzyklopädisches Wörterbuch und bietet eine große Anzahl an in anderen Wörterbüchern nicht lemmatisierten Ausdrücken, und dementsprechend ist es in seiner Gesamtkonzeption insgesamt sehr positiv zu beurteilen. Das zweibändige Fachwörterbuch beweist, dass gute und brauchbare Fachwörterbücher zu schreiben möglich ist, und regt damit zur wünschenswerten Neukonzipierung und -gestaltung von zweisprachigen Fachwörterbüchern an.

Ildikó Fata (Piliscsaba)

Dürscheid, Christa: Die verbalen Kasus des Deutschen. Untersuchungen zur Syntax, Semantik und Perspektive. Berlin, New York: de Gruyter, 1999 (= Studia Linguistica Germanica 53). 305 S.

Die nun in Buchform vorliegende, leicht überarbeitete Habilitationsschrift der namhaften deutschen Germanistin füllt eine Lücke in der neueren Kasusforschung. In letzter Zeit sind zwar mehrere synchrone und diachrone Arbeiten zu den Kasus des Deutschen erschienen, sie behandeln jedoch die Kasusproblematik nicht in ihrer ganzen Komplexität. Ihre komplexe Vorgehensweise bei der Untersuchung der Kasus bezeichnet die Autorin als „onomasiologisch" und „semasiologisch": Bei den Ausführungen zur generativen Kasussyntax wird von der Inhaltsebene ausgehend nach Entsprechungen auf der Ausdrucksseite gefragt, im Semantikteil der Arbeit hingegen werden die semantischen Zusammenhänge von den konkreten sprachlichen Formen aus gesehen. Wenn man das Phänomen ‚Kasus' vollständig erfassen möchte, müsse man beide Blickrichtungen vereinigen (S. 5). Die beiden Herangehensweisen werden dann in Kap. 5 bei der Diskussion des Verhältnisses von Kasuskonstruktionen und Perspektivität miteinander kombiniert.

Wie der Leser bereits aus dem Untertitel des Buches und dann auch in der Einführung erfährt, setzt sich die Autorin zum Ziel, „die syntaktischen, semantischen und perspektivischen Eigenschaften der adverbalen Kasus des Deutschen zu beschreiben und zu erklären" (S. 3). Welches Kasuskonzept wird aber zugrunde gelegt? Es wird zwischen Kasuskategorien (Kasus als abstrakten grammatischen Begriffen), Kasusformen (hier mit den Kasusflexiven gleichgesetzt) und Kasusträgern (kasusmarkierten NPs) unterschieden. Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen die Kasus als Kasusträger, also die sog. ‚Oberflächenkasus'.

Als Einstieg wird das Kasussystem des Deutschen kurz präsentiert. Dabei wird auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die sich bei der Ermittlung der Kasuskategorien ergeben und die damit zusammenhängen, dass die für das Neuhochdeutsche angenommenen vier Kasuskategorien morphologisch nicht eindeutig abgegrenzt sind (S. 9). Daraus wird gefolgert, dass die Identifizierung eines Kasus im Deutschen nicht immer ohne Rückgriff auf die in dem Kasus kodierte syntaktische Funktion möglich ist. Da bei der vorliegenden Untersuchung nicht die Einzelkasus, sondern die Kasuskonstruktionen im Mittelpunkt der Betrachtung stehen, werden dann – von traditionellen Valenzmodellen ausgehend – die verschiedenen Kasuskombinationen des Deutschen angegeben. Betrachtet werden dabei aber nur die ‚verbalen' Kasus (‚Argumentkasus'), genauer: nur die ‚verbalen' Kasus-NPs, nicht aber die vom Verb selegierten PPs. Dass präpositionale Konstruktionen nicht in die Analyse mit einbezogen werden, wird damit begründet, dass sie „nicht kasusmarkiert" seien (S. 11). Hier hätte die Autorin „(kasusmarkiert) im engeren Sinne" hinzufü-

gen können: Was als kasusmarkiert gilt, hängt von dem jeweiligen Kasusbegriff ab, was seinerseits theorieabhängig ist. Die paradigmatische Einsetzbarkeit von Wortformenklassen, auf die Dürscheid als Kriterium für ihre Zugehörigkeit zu einer Kasuskategorie hinweist (S. 2), trifft aber nicht nur für den Bereich der „Flexionskasus" zu, sondern auch für die Relation NP – PP (vgl. Dat. vs. PP: *jm/an jn schreiben*, Akk. vs. PP: *jn/nach jm suchen*, Gen. vs. PP: *ich erinnere mich dieses Menschen/an diesen Menschen*; Beispiele aus dem Duden Universalwörterbuch).

In Kap. 1 werden die vielfältigen syntaktischen Funktionen, die die einzelnen Kasus im Deutschen einnehmen können, systematisch beschrieben. Dabei wird von der traditionellen Auffassung ausgegangen, dass im Deutschen die syntaktischen Funktionen durch die Kasus kodiert werden. Dürscheid stellt fest, dass zwar eine Korrelation, aber auf keinen Fall eine Eins-zu-Eins-Beziehung zwischen Kasus und syntaktischer Funktion besteht. Sie weist auch auf die Schwierigkeiten hin, die sich bei der Zuordnung von Kasus und Satzgliedfunktion ergeben. An dem Fall der satzfunktionalen Termini ‚direktes Objekt' und ‚indirektes Objekt' exemplifiziert die Autorin, wie unterschiedlich und z.T. widersprüchlich die in der Literatur herangezogenen Definitionskriterien sind. Dürscheid plädiert dafür, die Satzglieder ohne Rückgriff auf die Semantik zu definieren. Eine Möglichkeit dafür bietet sich im Rahmen der Generativen Grammatik (= GG). Im generativen Teil der Arbeit (Kap. 2) bekommen wir einen Überblick über die verschiedenen Satzstrukturanalysen, die in den einzelnen Entwicklungsphasen der GG von der Standardtheorie über die GB-Theorie bis hin zum Minimalistischen Programm durchgeführt wurden. Dürscheid geht von der Annahme aus, dass die Oberflächenkasus des Deutschen „eine Ausdrucksvariante" (S. 52) der in der GG untersuchten ‚abstrakten Kasus' repräsentieren. Nur unter dieser Annahme ist es möglich, so die Verfasserin, die Erkenntnisse einer generativ ausgerichteten Kasussyntax auf das Syntax-Kasus-Verhältnis des Deutschen anzuwenden. Von der generativen Kasussyntax, die sich nur mit den ‚abstrakten Kasus' befasst, ist aber – so Dürscheid – die Beschreibung der Spezifik des deutschen Kasussystems nicht zu erwarten. Dies gehört zum Aufgabenbereich von deskriptiven syntaktischen Ansätzen (S. 118). Da in der generativen Kasussyntax nur zwei Kasustypen als Subklassen der vom Verb regierten Argumentkasus unterschieden werden (der Rektionsbegriff der Autorin bleibt ungeklärt), hält Dürscheid es für notwendig, einen dritten Kasustyp in ihre Analyse einzubeziehen. Damit meint sie die Angaben der Valenzgrammatik bzw. die Adjunkte der GG. Die Autorin macht sichtbar, was die GG im Bereich der Kasussyntax leisten kann und wo ihre Grenzen liegen: Syntaktische Funktionen können nach einem einheitlichen Prinzip, rein strukturell definiert werden. Dies ist ein Vorteil gegenüber traditionellen syntaktischen Ansätzen. Als beste Modellvariante der GG, die eine adäquate Beschreibung des Syntax-Kasus-Verhältnisses ermöglicht, sieht Dürscheid das Minimalistische Programm an. Um aber auch die Prinzipien der Kasusmarkierung vollständigund

einheitlich erfassen zu können, musste sie dieses Programm mit einigen eigenen Annahmen ergänzen. Sie zeigt ferner, dass im Rahmen der GG – außer der Herleitung der Oberflächenkasus aus den zugrunde liegenden Strukturen – auch eine semantische Analyse der Kasus durchgeführt werden kann.

Kapitel 3 und 4 befassen sich mit der Semantik der Kasus. Dass hier die semantische Charakterisierung der Kasus nicht im generativen Rahmen fortgesetzt wird, begründet Dürscheid damit, dass auch eine Darstellung aus der komplementären, „semasiologischen" Sicht notwendig ist. Hier wird also von den Oberflächenkasus selbst und nicht von den abstrakten Kasus ausgehend nach der Bedeutung gefragt. Kap. 3 geht nach einem Forschungsüberblick auf die verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten der ‚Kasusbedeutung' ein. Im Laufe der Diskussion der einschlägigen Literatur werden die Arbeiten möglichst danach klassifiziert, von welchem Kasusbedeutungskonzept sie ausgehen. Als Ergebnis der Analyse wird festgestellt: Kasusformen haben im Deutschen keine, Kasuskategorien eine rollenunterscheidende, Kasusträger eine rollentragende semantische Funktion. Diskutiert werden die drei wichtigsten aus der Literatur bekannten Rollenbegriffe („semantisch", „ontologisch", „konzeptuell"), ihre Beziehung zueinander und v.a. die Probleme bei der theoretischen Abgrenzung und zahlenmäßigen Eingrenzung der semantischen Rollen. In Anlehnung an Dowty schlägt Dürscheid vor, die semantischen Rollen auf der Basis der Prototypen-Theorie zu definieren un dieses Proto-Rollen-Konzept auf alle Kasus-Typen auszudehnen. In Kap. 4 werden alle Faktoren systematisch beschrieben, die die Rollensemantik der Kasus-NPs wesentlich beeinflussen. Dürscheid vertritt nämlich die Auffassung, „daß die Kasus-Rollen-Zuordnung das Ergebnis eines multifaktoriellen Prozesses ist" (S. 192). Bei der kompositionellen Analyse erarbeitet Dürscheid sechs relevante Faktoren, die die für den unmarkierten Fall postulierte isomorphe Kasus-Rollen-Zuordnung modifizieren können: Kasuszuweisung, Verbbedeutung/Verbstruktur, Verbdiathese, Zahl der in der Kasuskonstruktion auftretenden NPs, syntaktische Funktion dieser NPs bzw. Kasus- und Rollenhierarchie.

Einem letzten bedeutungskonstituierenden Faktor, der Perspektive, ist wegen seiner grundlegenden Bedeutung ein eigenes (das 5.) Kapitel gewidmet. Die Möglichkeiten der perspektivischen Wiedergabe eines außersprachlichen Sachverhalts durch sprachliche Mittel auf allen Ebenen der Sprache wurde bisher, so Dürscheid, nicht genügend erkannt und anerkannt. Um die Mechanismen der Perspektivierung zu beschreiben, greift sie auf das gestaltpsychologische Prinzip der Figur-Grund-Wahrnehmung zurück, mit dem die sprachlichen Prozesse sehr gut zu modellieren seien.

Als Fazit kann man Folgendes festhalten: Das Buch bietet – in kritischem und souveränem Umgang mit seinem Gegenstand – eine systematische und ganzheitliche Darstellung der Problematik der deutschen Kasus.

Mihály Sepsei (Székesfehérvár)

Eicher, Thomas (Hg.): Grenzüberschreitungen um 1900. Österreichische Literatur im Übergang. Unter Mitarbeit von Peter Sowa. Oberhausen: Athena, 2001 (= Übergänge – Grenzfälle 3). 254 S.

Grenze als „Grunderfahrung des Menschen", als Produkt von Inszenierungen und kulturellen Grenzziehungen, als Beitrag zur Geschichte des Horizonts innerhalb der bildenden Künste sowie der Bildbeschreibungen: Das ist ein ‚da capo al fine', wenn man einen Blick auf die derzeit geläufigen Titel der Grenzliteratur wirft, die sich sekundärliterarisch entweder um den Erwerb eines Ausweises bei der Passkontrolle oder um die Verunsicherung der bisher klaglos hingenommenen Grenzbefestigungen bemühen. Die Finalität wird indessen bei der Arbeit mit dieser Begrifflichkeit stets mitbedacht: Die Zweckbestimmtheit der Interpretation von Grenzerscheinungen zieht notgedrungen Vereinfachungen und zugleich Anmerkungen zu den über die Sprachlichkeit hinweggehenden Kapazitäten der Wahrnehmung nach sich.

Die Simplifizierung und gleichzeitige Problematisierung der interpretatorischen Ausrüstung zum Thema ‚Grenze' werden auch vom Herausgeber dieses Sammelbandes von der ontologischen Fragestellung her angesprochen, die hier mit dem landläufigen Repertoire von Podiumsdiskussionen über die Identität der österreichischen Literatur wie über die der Literatur im Allgemeinen übereinstimmt: „Daraus ergibt sich aber zugleich, daß die zu erwartenden Antworten vor allem in Annäherungen bestehen können, die ihrerseits zu problematisieren sind" (S. 11). Im Gegensatz zur derzeitigen Hauptströmung der östereichischen Literaturgeschichtsschreibung „Paradigma Zentraleuropa" (Csáky/ Zeyringer) modelliert der Band den Grenzverkehr der Literatur im Franko-Josephinischen Zeitalter auf der Basis einer autonomen österreichischen Literatur und wendet sich nicht zuletzt Themen zu, die mit dem Aufmarsch der Kulturwissenschaften beinah in Vergessenheit geraten sind: Stilmerkmalen einer Epoche oder Strukturanalysen von Erzähltexten. Wenngleich die Distanzierung von bzw. explizite Reflektierung auf nahe liegende theoretische Ansätze wie Orte des Gedächtnisses, Rezeptionsgeschichte, postkoloniale Theoriebildung, Intermedialität dem Band als Mangel angerechnet werden kann, befriedigt die Materialfülle der vorliegenden Beiträge kulturgeschichtliche Erwartungen, die im Rausch der neuesten Theoreme als unentbehrliche Grundlagen für das abstrakte Theoretisieren nicht selten übersehen werden.

Die ersten Aufsätze des Bandes nähern sich dem Thema ‚Grenzüberschreitung' aus einer interkulturellen Perspektive, indem vor allem von der Rezeption, der Methode und den Vergleichsmöglichkeiten her die Position der österreichischen Jahrhundertwende erörtert wird. Der Schlagabtausch zwischen *Fritz Hackert* und *Thomas Eicher* anlässlich des Films „Eyes Wide Shut" von Stanley Kubrick nimmt in der Brieffolge einerseits die Gestalt eines entgrenzten, fortwährenden Dialogs an, andererseits wird gerade das „Event-

Zeitalter von Jubiläumsdaten" (S. 32) als Frage nach den möglichen Verschiebungen der „Wahrnehmungs- und Bildtraditionen" (S. 34) verstanden. Mit einem vergleichbaren Ab- und Aufbau der Grenzen rechnet auch der Beitrag von *Donald G. Daviau*, indem er mit der Aufnahme der österreichischen Literatur der Jahrhundertwende in den Vereinigten Staaten auf Grund der Zahl lieferbarer Bücher und akademischer Kanonisierung zwar eine viel versprechende Entwicklung in Richtung Imagebildung durch die österreichischen Exportartikel verzeichnet, diese Form der Rezeption aber nur im Rahmen einer klar definierten, von österreichischen Literaturwissenschaftlern initiierten Autonomiekonzepts der „österreichischen literarischen Identität" (S. 59) für denkbar hält, deren Muster von der Geschichtsschreibung vorgegeben ist. Wie sich aus der Disposition der exilierten „Silent Americans" (S. 59) und der „Sound of Music"-Touristen (S. 60) in der Darlegung von Daviau etwa Schnitzler als Inbegriff des moralisierenden Schriftstellers und Bahr als Hauptpfadfinder der Moderne zu den hoffentlichen Neuentdeckungen der amerikanischen Rezeption haben hocharbeiten können, bleibt allerdings bedenklich. Die nur prognostisch angegebenen Stoßrichtungen der ‚Austrian Studien' in den USA sind auf der Basis der stichhaltigeren Argumentation von Daviau eher in der Wiederbelebung der „Exilstudien" (S. 73) bzw. in den „Holocaust-Studien und der Frauenliteratur" (S. 78) zu finden.

Der Aufsatz von *Michel Reffet* transportiert ebenfalls einen „fremden Blick" in den Umgang mit der österreichischen Literatur, indem der Auslandsgermanist und Pädagoge die Stildefinitionen der Jahrhundertwende in Angriff nimmt, die als Hauptmerkmale einer Epoche in frankophonen Bereichen bereits „an der Wiege gesungen wurden" (S. 81). Der unheimlichen Vielfalt der einschlägigen Apostrophierungen hält er aus heimisch-vertrautem, aber nicht näher definiertem methodologischem Grund den übergreifenden Begriff des Impressionismus entgegen, der als Verfall, „Preziosität des Stils" (S. 89) und Solipsismus eine klare Abweichung vom Realismus darstellte, wobei der Autor aus der didaktischen Rolle fallend, festhält: „Selbstverständlich entstehen die großen Talente durch Zusammenspiel aller Dimensionen der Epoche" (S. 91).

Rüdiger Görner geht in seinem Beitrag „Ringstraße oder Square. Junges Wien und Dandysmus" der Frage nach, wie von einem selbst ernannten Außenseiter all die Ausmessungen eines Zeitalters wahrgenommen werden können, indem die Verkörperung der Extravaganzen nicht als „chiffonier" (S. 101), sondern als Flaneur eingestuft werden wollte. Aufgrund der Gesamtschau der Metropolen um die Jahrhundertwende erarbeitet Görner das Bild eines Grenzüberschreiters, der im andauernden Überwinden den Genuss findet. Diese Momentaufnahme wird aber mit der rezeptionsästhetischen Eingrenzung insofern relativiert, als diesem Bündel von Grenzprovokationen „auf den Grenzen" (S. 107) zu begegnen ist, als „selbstinszenierte[m] Widerspruch zum Konformismus der bürgerlichen Gesellschaft" (S. 107). Zum Schluss der ersten Hälfte des Bandes sind die „Ansichten zum europäischen Kaffeehaus" von *Fritz*

Hackert zu lesen, die historisch belegen, was im Vorwort von Thomas Eicher in einen produktionsästhetischen Rahmen gespannt wird, in dem der Impressionismus mit den Schreibbedingungen der Schriftsteller in Zusammenhang gebracht wird, nämlich mit der „grenzüberschreitenden Infrastruktur des kulturellen Lebens" (S. 15).

Die Reihe der Aufsätze in der zweiten Hälfte des Bandes, die sich mit der österreichischen Produktion und Rezeption beschäftigen, wird von *Alexander Honold* eröffnet, der die Ashanteeschauen in Wien in Anlehnung an Peter Altenbergs Ekstase beim Anblick der Neger der Goldküste im Kontext der Stereotypenbildung und des „Inszenierungscharakter[s] des Arrangements" (S. 147) interpretiert. Sobald die Schritte der Fremdwahrnehmung „im ungelösten Dilemma von Eros und Aufklärung" (S. 152) erscheinen, tritt die Analyse Honolds den Rückzug an, indem sie im Namen Altenbergs ablehnt, „die trennenden Schranken durch moralisches Pathos wegreden zu wollen" (S. 153). Aus der Sicht Altenbergs wie aus der des Interpreten bleibt da nur der Vorschlag übrig, „so etwas wie Reziprozität der Verhältnisse zumindest imaginär durchzuspielen" (S. 154).

Mit einer Kostprobe der „technische[n] Zukunftsbilder" (S. 157) schlägt *Roland Innerhofer* einen ähnlichen Weg ein, wenn er, um Themenbereiche wie „Fortschrittsgeschichten" (S. 159) und ihre ironischen Umkehrungen sowie um „Katastrophenphantasien" (S. 166) gruppiert, die räumlichen und zeitlichen Grenzen der Erfahrung in den Technikdarstellungen u.a. von Suttner, Hevesi und Kubin behandelt, gleichzeitig aber auch auf das Unbehagen innerhalb der Darstellungsmodi der „literarisierten Naturwissenschaft und Technik" (S. 174) aufmerksam macht.

Auf vergleichbare Weise findet die von Innerhofer als „Zerrissenheit moderner Erfahrung" bezeichnete Denkfigur Eingang in die Erzählanalyse von *Hans-Harald Müller*, der über Leo Perutz' Novelle „Nur ein Druck auf den Knopf" bei der Begriffsbestimmung der Phantastik die Inkompatibilität des kulturellen Wissens hervorhebt. Die plakative Herausstellung der nur mühsam interpretierbaren Textstellen zeigt, dass die Schwierigkeiten ihrer Integration ins Textganze diesseits der Phantastik eher als Aufruf zur Grenzüberschreitung der eigenen interpretatorischen Kategorien bzw. der von der auf narratologischer Ebene von Sequenz zu Sequenz kurzgeschlossenen „Kompromissbildungen" aufgefasst werden sollten.

Mit dem Entwurf über den Grenzgang in den oberen und tieferen Schluchten des Erzählens korreliert *Ralph Köhnens* Arbeit über Rilkes medialen Grenzzwischenfall mit Rodin und Cézanne. Von der Sprachskepsis ausgehend, wird die Rettung der Dinge als die Erschaffung „neue[r] Bildräume" (S. 195) sichtbar und anstelle der Benennung die Evokation der „Präsenz der Gegenstände" (S. 212) ermöglicht.

Die Ergründung der im Material liegenden Möglichkeiten steht auch im Mittelpunkt von *Gertraud Steiner Daviaus* biographischer Skizze über den Filmregisseur Alexander „Sascha" Kolowrat, dessen filmischer Werdegang von den experimentalen, improvisativen Dokumentarfilmen zu den teuren „Monsterproduktionen" (S. 240) geführt

hat. Der zweifelhafte Ruhm, den Kolowrat mit den nach amerikanischen Mustern angefertigten Streifen in den Zwanzigern errungen hat, beleuchtet die Mechanismen der Popularisierung, für die im abschließenden Statement von dem Bestsellerautor *Dietmar Grieser* ein gutes Wort eingelegt wird: Durch das Genre ‚Literaturreportage' könnte die österreichische Literatur einer breiteren Leserschaft zugänglich gemacht werden, indem man in diesem Rahmen ihre „Handlungsschauplätze [...] erkundet und für ein interessiertes Leserpublikum nacherzählend aufbereitet" (S. 248) – ein durchweg gemeinnütziges Literaturverständnis, dessen philologisch fundierte Abwandlungen auch in den anderen, ebenso leserfreundlichen Beiträgen des Bandes anzutreffen sind.

Amália Kerekes (Budapest)

Eichinger, Ludwig M.: Deutsche Wortbildung. Eine Einführung. Tübingen: Narr, 2000 (= Narr Studienbücher). 269 S.

Die dem Lexikon in den letzten Jahrzehnten gewidmete vielfältige Forschung schließt selbstverständlich auch Forschungen zur Wortbildung ein. Die Forschung zur Wortbildung hat sich, auch im Sog der Entwicklung der allgemeinen Sprachwissenschaft, besonders in den letzten vier Jahrzehnten zu einer etablierten sprachwissenschaftlichen Teildisziplin mit einem fest abgrenzbaren Forschungsbereich entwickelt. Das stellen seit den 70er Jahren die verschiedenen Forschungsansätze in diesem Bereich unter Beweis, wie sie – um nur einige der wichtigeren Meilensteine zu diesem Thema zu nennen – in der „Einführung in die Wortbildungslehre des Deutschen" von Bernd Naumann (1986), der der lexikalischen Richtung verpflichteten „Wortbildung im Deutschen" von Susan Olsen (1986), der „Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache" von Wolfgang Fleischer und Irmhild Barz (1992), in Johannes Erbens „Einführung in die deutsche Wortbildungslehre" (1993), der kognitiven Annäherung von Mechthild Rickheits „Wortbildung. Grundlagen einer kognitiven Wortsemantik" (1993), der wortbildungssemantischen Monographie von Wolfgang Motsch mit dem Titel „Deutsche Wortbildung in Grundzügen" (1999), den Ausführungen zur deutschen Wortbildung in der „Textgrammatik der deutschen Sprache" von Harald Weinrich (1993), dem Kapitel zur Wortbildung in der DUDEN „Grammatik der deutschen Gegenwartssprache"von 1998 (von Hans Wellmann) oder dem Teil zur Wortbildung in Peter Eisenbergs „Grundriß der deutschen Grammatik. Bd. 1. Das Wort" (1998) ihren Ausdruck finden. Diese Reihe wird erweitert um das vorliegende Buch von Ludwig M. Eichinger.

Das als Einführung gedachte Werk will „nicht: nur die theoretischen Fragen diskutieren und den gesamten Bestand an Möglichkeiten dokumentieren. Es soll: von der Funktion der komplexen Wörter ausgehend Schneisen

in die Unübersichtlichkeit der vielfältigen Bildungsformen schlagen. Es soll zentrale Züge der deutschen Wortbildung aufzeigen und dennoch die wichtigsten Einzeltypen nennen " (S. 5). Es geht um eine Gesamtdarstellung der Bildungsmöglichkeiten der ausbaufähigen Wortarten des Deutschen, immer mit einem Blick auf die Leistungen und Funktionen der komplexen, durch Wortbildung entstandenen Konstruktionen in einem Text, denn „das Buch spricht von Wörtern in Texten" (ebd.). Eichingers Herangehen kann als interdisziplinär betrachtet werden, entsprechend seinem Untersuchungsgegenstand, der Wortbildung selbst, die sich nicht mehr nur mit den Mitteln der Morphologie darstellen lässt, sondern an der Schnittstelle von Flexionsmorphologie, Syntax und Lexikon angesiedelt, bei ihrer Untersuchung auch interdisziplinäre Forschungsmethoden voraussetzt. Dieses Herangehen steht ganz im Sinne der neueren Forschungsansätze auch in der allgemeinen Sprachwissenschaft.

Das Buch besteht aus vier größeren Kapiteln, einem angegliederten Literaturteil und dem die Lektüre erleichternden Sach- und Wortregister. Es unterscheidet sich von den bekannten Einführungen in seinem Aufbau, aber auch in inhaltlicher Sicht sowie in der methodischen Aufbereitung des Materials durch die zahlreichen Textbeispiele: So trägt Kapitel 1 die etwas ungewohnte Überschrift „Das Interesse an der Wortbildung", bzw. „Vom Umgang mit komplexen Wörtern ..." womit zugleich der Einführungscharakter des Buches angedeutet wird, der in den weiteren Kapiteln durch den stellenweise polemisierenden und manchmal auch zu kompakten Stil des Autors jedoch oft nicht mehr zum Vorschein kommt.

Inhaltlich zielt Kapitel 1 darauf ab, die komplexen Kategorien der Wortbildung in einem größeren allgemeinsprachwissenschaftlichen Rahmen abzustecken, die zentralen Wortbildungsarten, d.h. die Komposition, die Derivation, die Konversion, die Kurzwortbildung und die von Ludwig Eichinger als selbständige Wortbildungsart etablierte Inkorporation vorzustellen. Methodisches Herangehen wie auch die neuartig anmutende Auffassung Eichingers über die einzelnen Wortbildungsarten werden gleich in diesem Kapitel skizziert, in den darauf folgenden Kapiteln kann der Leser dann die stichhaltigen Argumentationen des Verfassers zu seinem Wortbildungsverständnis näher kennen lernen.

Die klassischen Wortbildungsarten, die Komposition und die Derivation erweitert Eichinger um zwei weitere, in seiner Auffassung zentrale Wortbildungsarten, nämlich um die Inkorporation und die Konversion. Mit Konversion bezeichnet er den „Wortartwechsel, der nicht durch Affixe geleistet wird, sondern durch die Integration in das flexivische Paradigma der Zielwortart" S. 167). Er unterscheidet zwischen Umkategorisierung und eigentlicher Konversion, wobei unter Ersterem eine in eine andere Wortart transponierte lexikalische Einheit verstanden wird, die mit den Merkmalen der Ausgangskategorie versehen ist, wie das die klassichen Beispiele der Partizipformen und auch andere Beispiele wie *des Guten*

zuviel, *das Gesagte* zeigen. Bei der eigentlichen Konversion geht es um eine Art „Zitatform", d.h. die Konversion erfolgt ohne jegliche Merkmale der Ausgangsform: *(kein) Zurück* oder *das Hier und Heute*.

Die Kategorie der Inkorporation dürfte uns schon aus den klassischen Wortbildungslehren von Jacob Grimm durch die Unterteilung in eigentliche und uneigentliche Komposita bekannt sein oder auch im Zusammenhang mit der Kategorie der Rektionskomposita (vgl. Olsen 1986). Eichinger betrachtet Inkorporation, die er übrigens an einer Stelle als „Univerbierung" (S. 72), später auch als „funktionales Dach" (S. 156) bezeichnet, als einen Oberbegriff für all jene „Arten der Wortbildung, die als allmähliche Univerbierung in der syntagmatischen Abfolge des Satzes nebeneinander stehender Elemente verstanden werden können ... Er [der Begriff] überdeckt als ein leitendes Prinzip eine Reihe von Wortbildungsarten, die sich vom zentralen Bereich der Komposition und Derivation in Richtung auf das syntaktische Ende der Wortbildung hin erstrecken" (S. 31). Weiter heißt es: „In einem weiteren Sinne gehören zu einer solcherart verstandenen Kategorie der Inkorporation all jene Bildungstypen, welche die vor allem in verbalen Lexemen angelegten Komplemente und – zum Teil – Supplemente in entsprechender, d.h. lexikalisch geformter Weise in sich aufnehmen" (S. 32). Eichinger rechnet vor allem die Rektionskomposita (*Bankräuber*) und die Zusammenbildungen hierher, also komplexe Wörter, die sich zwar „eines derivationellen Suffixes bedienen, um zum Substantiv zu werden, sich in der lexikalischen Basis aber nur annäherungsweise auf sonst auch syntaktisch oder phraseologisch ausgeführte Verbindungen beziehen" (S. 31). Es geht somit um Wortgruppenbasen, bei denen die die syntaktische Wortgruppe zusammenbindenden Bindungsmittel fehlen, deshalb wird die als Basis dienende Wortgruppe durch ein Suffix – als Quasi-Ersatz zur Kennzeichnung der Relationen abgeleitet: *Dreiachser* ist ein 'Lastwagen mit drei Achsen'.

Diese Wortbildungsmöglichkeiten werden der besseren Verständlichkeit halber bereits in der Einleitung – aber auch in den darauf folgenden Kapiteln durchgehend – durch viele Textbeispiele illustriert. Eindeutig und klar formuliert der Autor seine Auffassung bezüglich der Aufgabe und der Stellung der Wortbildung im Gesamtsystem der linguistischen Disziplinen: „In diesen Raum textuell überlagerter syntaktischer Strukturen müssen die Wortbildungen eingebaut werden, in ihm sind sie aber auch als etwas Spezifisches zu erkennen. Das führt natürlich dazu, dass Strategien und Weisen der Kodierung gewählt werden, die nicht gänzlich different sind von dem, was auf den anderen Ebenen passiert, die aber trotzdem die Eigenleistung dieses Bereichs zeigen" (S. 56).

Aus einer DaF-Perspektive betrachtet kann dem – linguistisch schon einigermaßen geschulten – Germanistikstudenten gerade das erste einführende Kapitel empfohlen werden, wenn er sich einen gut verständlichen, leicht lesbaren und interdisziplinär angelegten Einstieg in die deutsche Wortbildung verschaffen will.

Das zweite Kapitel fokussiert die Tatsache, dass die einzelnen Wortbil-

dungsarten für die verschiedenen Wortarten unterschiedlich stark ausgeprägt sind: Es werden die Gründe und die Präferenzen der unterschiedlichen Beteiligung der Wortarten bzw. der unterschiedlichen Verteilung der Wortbildungsarten angeführt, wiederum unterstützt durch zahlreiche Textbelege. Die Bildungsmöglichkeiten der Hauptwortarten werden zur besseren Übersichtlichkeit auch tabellarisch zusammengefasst. Die Argumentation bei der Anführung der erwähnten Gründe und Präferenzen basiert auch hier auf der komplexen Betrachtung der Teildisziplin Wortbildung, nach der es nämlich im Bereich der Wortbildungsmöglichkeiten Techniken gibt, die es erlauben, diese Teildisziplin der Sprachwissenschaft gleichzeitig an mehrere benachbarte Bereiche anzuschließen. So erhalten wir über die Wortbildung der Gegenwartssprache ein Bild, das eine deutliche Korrelation von formaler Explizitheit und funktionaler Einbettung erkennen lässt: Es werden die Komposition und die Konversion als die merkmallosen Typen der Modifikation bzw. Transposition, die Derivation hingegen eindeutig als eine der prägnantesten Arten der Transposition dargestellt. Weniger eindeutig erscheint die Rolle der Inkorporation und der Präfigierung bei den einzelnen Wortarten: Während die Inkorporation beim Substantiv und dem Verb der Modifikation dient, wird sie beim Adjektiv der Transposition zugeordnet. Die Präfixbildung ist hinsichtlich der Einordnung von Transposition und Modifikation fast als neutral zu betrachten, doch bei der nominalen Wortbildung kann sie der Modifikation zugeschrieben werden. Grundsätzlich ist jedoch festzustellen, dass bei allen an der Wortbildung des Deutschen beteiligten Wortarten sowohl Mittel der Modifikation als auch Mittel der Transposition – fast gleichermaßen – eingesetzt werden.

Der umfangreichste der vier großen Teile der „Einführung" ist Kapitel 3, das der ausführlichen Beschreibung und Analyse der einzelnen Wortbildungsarten der drei Hauptwortarten Substantiv, Adjektiv und Verb gewidmet wird. Selbst die ansonsten in Wortbildungsarbeiten oft vernachlässigte Kurzwortbildung wird hier – aus einer semiotischen Sicht – gebührend ausführlich behandelt: „In der Trias symbolisches – indexalisches – ikonisches Zeichen gehört das Kurzwort den indexalischen Zeichen an: einer Zeichengruppe, die eigentlich auf etwas hinweist" (S. 174). Eichinger stellt hinsichtlich der medialen Verwendung der Kurzwörter drei Typen dar, die er auch den entsprechenden Varietäten zuordnet. So unterscheidet er die in der mündlichen Form gebrauchten Kurzwörter, denen die in fachsprachlichen Texten verwendeten, reinen Ökonomieprinzipien unterworfenen, auf die Schriftlichkeit beschränkten Kurzwörter gegenüber stehen. Eine dritte Gruppe sieht er in den alltäglich in der Warenwelt und in der Politik gebrauchten kürzelhaften Siglen, in denen die Form der Buchstaben „metaphorisch wirksam" (S. 174) ist.

Dadurch, dass das Buch sowohl die Wortbildungsarten als auch die Beteiligung der Wortarten an diesen in den jeweiligen Kapiteln anspricht, kommt es teilweise zu auffallenden Redundanzen und auch zu kleineren Wiederholungen, was jedoch für das Lesen und Nachdenken über das Gelesene nicht immer

nachteilig ist. Die m.E. ziemlich komplexen und ausgesprochen detaillierten Beschreibungen von Wortbildungsprozessen erschweren jedoch das Zusammentragen der einzelnen Mosaiksteinchen, wenn man z.B. wichtige Informationen zur Kategorie der Inkorporation schnell sammeln möchte.

Das letzte Kapitel ist eine an Textbeispielen dargestellte Zusammenschau und Summierung der bisher behandelten zentralen Wortbildungsarten in der deutschen Gegenwartssprache. Insofern bildet es mit Kapitel 1 einen organischen Rahmen, wodurch die Einführung in die deutsche Wortbildung als abgerundet betrachtet werden kann.

Vorliegendes Buch stellt nicht nur ein weiteres Werk in der Reihe der eingangs erwähnten Lehren zur deutschen Wortbildung dar, es ist auch nicht nur eine bloße Einführung in den hochinteressanten Gegenstandsbereich der Wortbildung: Durch den methodischen Aufbau ist es eine auch die universitäre Unterrichtspraxis berücksichtigende, anspruchsvoll konzipierte theoretische Arbeit mit einem Gesamtüberblick über die relevanten sprachphilosophischen Reflexionen und die in der Wortbildungsanalyse einsetzbaren Techniken der Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Die Verflechtung von morphophonologischen, lexisch-semantischen und textuellen Aspekten sowie die Berücksichtigung der verschiedenen linguistischen Ebenen bei der Behandlung von Wortbildung sind ein besonderer Vorzug des Werkes. Doch sollte noch einmal betont werden: Das Buch kann dem Leser ohne Vorkenntnisse Schwierigkeiten bereiten, deshalb ist es nicht als Einstiegsbuch in die Wortbildung zu verwenden.

Aus Sicht der Studierenden der Auslandsgermanistik soll die durch viele interessante Textbelege benutzerfreundliche Form der Darstellung der theoretischen Fragen hervorgehoben werden, die das Verstehen und Bearbeiten der einzelnen Detailfragen der Wortbildung erheblich erleichtern. Für fortgeschrittene AuslandsgermanistInnen und für die im DaF-Bereich tätigen Lehrerinnen ist dieses Buch ein ausgezeichnetes Konsultationswerk, mit dem man sich einen guten Überblick über die Möglichkeiten der deutschen Wortbildung bzw. ihre vielfältige Verwendung in Texten verschaffen kann. Daher sollte es auch in keiner Bibliothek der Auslandsgermanistik fehlen.

Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)

Fanta, Walter: Die Entstehungsgeschichte des „Mann ohne Eigenschaften" von Robert Musil. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 2000. 551 S.

Eine der wirkungsreichsten Diskussionen in der Geschichte der Musil-Forschung wurde von den Übersetzern des Romans „Der Mann ohne Eigenschaften" ins Englische in Gang gesetzt, als sie im Jahre 1962 statt des übersetzten Romans eine Studie veröffentlichten, in der sie die als Grundlage der Übersetzung dienende, von Adolf Frisé zusammengestellte Ausgabe von 1952 stark kritisierten. Die Kritik betraf den konzeptionellen Hintergrund der „Kanonisierung" des Textmaterials: Nach Ernst Kaiser und Eithne Wilkins leitete Frisé bei der Auswahl der zur Veröffentlichung vorgesehenen Nachlasstexte der Gedanke, Musils Arbeit von den ersten Romanvarianten bis zu den letzten fertiggestellten Kapiteln dem Leser als ein einheitliches, kohärentes Ganzes darzubieten und die Vorstellung zu wecken, Musils Schreiben während der 25 Jahre sei von derselben Konzeption, der Darstellung des letzten Jahres der Monarchie vor ihrem Zerfall, motiviert gewesen. Dem widersprechend argumentierten Kaiser und Wilkins dafür, dass sich Musils Konzeption während der jahrelangen Arbeit in bedeutendem Maße verändert hatte und die Änderungen eindeutig in die Richtung zeigten, das strukturierende Prinzip der früheren Romanvarianten aufzugeben und den Roman mit dem „anderen Zustand" abzuschließen. Die Diskussion ist bis heute nicht endgültig entschieden, eines wurde aber für die Musil-Forschung klar: Solange Musils Nachlass nicht in einer adäquaten Form zugänglich und für jeden leicht erreichbar wird, bleibt eine große Zahl der Studien teilweise Spekulation oder wegen Mangel an genauen Informationen Fehlinterpretation.

Diese Lücke wurde 1992 von einer aus Klagenfurter und Trierer bzw. Münchener Mitarbeitern bestehenden Arbeitsgruppe gefüllt. Das bis 1972 nur in Rom, dann bis 1992 in der Wiener Nationalbibliothek erreichbare, aus beinahe 12.000 Seiten bestehende Manuskript-Material wurde auf CD-ROM transkribiert und ein Erschließungsprogramm (PEP) entwickelt. Damit wurde ein zielgerichteter Zugang zu einem Text möglich, der sich einer linearen Lektüre entzieht.

Walter Fanta, einer der Mitarbeiter der Klagenfurter Gruppe, setzte sich zum Ziel, die während seiner Mitarbeit an der Transkription, Edition und Neu-Edition erworbenen Kenntnisse über die Manuskriptlage und die Einsichten in die Zusammenhänge zwischen ihnen in einer Studie systematisch darzulegen und den Produktionsprozess detailliert darzustellen, womit er eine für die Musil-Forschung unentbehrliche Arbeit leistete. Dabei hatte er mit einem Textkomplex zu tun, der sich wegen der zeitlichen Ausdehnung seiner Entstehung und Musils spezifischer Arbeitsmethode, auch schon veröffentlichte Textteile wieder aufzuheben, einer linearen Darstellung zu entziehen scheint. Fanta verfuhr nach der Methode der „Transmission" (S.93), die einerseits in der Übersetzung der Manuskriptanordnung in eine Erzählanordnung besteht, ande-

rerseits die Übersetzung in eine Entstehungsanordnung bedeutet. Mit Hilfe dieser Methode erstellt er ein gut überblickbares Gliederungssystem, das zur Grundlage der Darstellung des Nachlasses dienen kann.

Der Darstellung der Entstehungsgeschichte geht ein kürzerer Teil voran, der den theoretischen Rahmen festlegt und die später verwendete Terminologie klärt. Hier erfolgt zuerst „eine textologische Begriffserweiterung" (S.23), wobei Fanta die theologischen Begriffe „apokryph" und „kanonisch" einführt, um Musils Nachlasstexte von den veröffentlichten auch begrifflich zu unterscheiden. Mit Hilfe der Begrifflichkeit der strukturalen Semantik von Algirdas J. Greimas entwickelt er eine Theorie, die die Unabgeschlossenheit des Romans erklären soll. Er weist die in der Sekundärliteratur oft vertretene These über die anti-erzählerische Prätention des Autors als Grund der Unabgeschlossenheit des Romans als Dauermissverständnis der Rezeption zurück. Seine Überlegungen basieren auf der Beobachtung, dass die apokryphen Teile des Romans „erzählerischer [sind] als der publizierte, kanonische Teil" (S.27), was Musils Ringen um die Fabel zeige und die anti-narrative Prätention als Scheinmanöver enthülle. Zur Erklärung dieser Janusköpfigkeit zieht Fanta die Greimasschen Termini „Auftraggeber" und „Gegenauftraggeber" heran, die von ihm definitorisch erweitert werden. Er stellt fest, dass zum Auftraggeber auf jeder Ebene ein Gegenauftraggeber auffindbar ist, der sämtliche narrative Festlegungen des Auftraggebers „hinterfragt, boykottiert oder ins Gegenteil verdreht" (S.29). Als Ergebnis kommt er zu der Feststellung, dass die intentionalen Ambivalenzen „zur Dehnung der narrativen Syntax und letztlich zu deren fast völligen Aufhebung" (S.31) führen. Zwar ist seine Schlussfolgerung einsehbar, doch lässt sich fragen, ob seine Argumentation nicht auch umgekehrt und das wenig Erzählerische der kanonischen Texte damit erklärt werden könnte, dass die gut verfolgbaren Änderungen in den Texten von höherem Autorisierungsgrad ein konzeptionelles Verdrängen der Handlung belegen.

Im Hauptteil seiner Arbeit, in dem die Genesis des Romans behandelt wird, rekonstruiert Fanta zehn Phasen der Entstehungsgeschichte des Romans, die das Skelett der Darstellung bilden. Innerhalb der einzelnen Kapitel systematisiert er Musils Aufzeichnungen chronologisch und thematisch. Er bietet dem Leser ein vollständiges, sachliches, von einer im voraus festgelegten Konzeption nicht verstelltes Bild des gesamten Nachlassmaterials. Um einen Überblick über einzelne Phasen der Entstehung zu geben, fügt er den einzelnen Kapiteln eine „Materialübersicht" zu, in der er die in der behandelten Phase entstandenen Notizen und Entwürfe nach thematischem Aspekt in einer Tabelle systematisiert. Dadurch gewinnt seine Arbeit, ohne die in der Zukunft kein Musil-Forscher auskommen kann, auch Handbuchcharakter.

In den ersten drei Kapiteln behandelt Fanta Vorstufen des „Mannes ohne Eigenschaften", von denen das „Spion"-Projekt eigentlich zwanzig nebeneinander laufende Romanprojekte zusammenfasst. Ihr gemeinsames Merkmal ist, dass sie durch das Erlebnis des Krieges bestimmt sind: Sie verfolgen das Ziel,

Zeitgeschehen aufzuarbeiten. Den Endpunkt dieser Phase bedeutet Musils Entschluss, alle anderen Projekte aufzugeben und nur das „Spion"-Projekt zu verfolgen, da er seinem Roman gleichzeitig den neuen Titel „Der Erlöser" gibt. Zwar gewinnt der Roman in dieser Phase keine klare Struktur und besteht nur aus einer Vielzahl von Konstellationen ohne festgelegte Abfolge; die zu dieser Zeit entstandenen Notizen zur Figurenkonstellation sind jedoch aufschlussreich für den späteren Roman. Dementsprechend bietet Fanta hier eine ausführliche Darstellung der Figurenentwicklung.

Thema der nächsten Kapitel ist schon der Roman „Der Mann ohne Eigenschaften", wobei in der ersten Phase seiner Entstehung (1927/28) die Hauptfigur noch Anders heißt, erst 1928 bekommt sie den Namen Ulrich, was Fanta als Anfangspunkt einer neuen Phase ansieht. Den entscheidenden Schwerpunkt dieser Phase sieht er im Übergang zur Theoretisierung bzw. im Schritt zum Essayismus. Im Zusammenhang mit der Hauptfigur werden Probleme der Moral, der Ordnung und der Identität angesprochen. Über die Identität von Anders nachdenkend, entdeckt Musil die Formel „Mann ohne Eigenschaften", die nach Fantas Auffassung nicht Identitätsverlust, sondern eine Dynamisierung des Identitätsbegriffs bedeutet. Die Namensänderung erklärt Fanta mit der Änderung des Gesamtkonzepts: Solange die Figur Anders heißt, wird eine Eigenschaft hervorgehoben, nämlich sein soziales Außenseitersein – das steht im Widerspruch zum Mann ohne Eigenschaften. Mit der Umbenennung weise Musil die Richtung, „den Träger des neuen Namens mit physischen und psychischen Attributen maximalisierter Gesellschaftsfähigkeit auszustatten und seine Negation aller Eigenschaften ein bloßes Reflexionsprinzip [...] sein zu lassen" (S.339).

Die nächste Phase fängt nach Fanta 1930 mit den Entwürfen zum Übergang von Band I. zu Band II. an, in seinem Verständnis von der „Utopie des Essayismus" zur „Utopie des ‚anderen Zustands'". Von da an wird ein immer langsamer werdender Arbeitsprozess beschrieben, in dem Musil mit der Erzählbarkeit des „anderen Zustands" kämpft. Während er Anfang der dreißiger Jahre zu diversen Themen des Romans noch Neues einbringt, wird der bearbeitete Themenkreis später immer enger. In seinem letzten Lebensjahr beschäftigt er sich fast ausschließlich mit dem sogenannten Atemzüge-Komplex der Geschwister-Handlung und blendet die Überlegungen zu den Endperspektiven fast völlig aus. Aus diesem Grund hat sich eine Forschungslinie herausgebildet, nach der das Kapitel „Atemzüge eines Sommertags" auch in Musils Konzeption das letzte gewesen sei. Fanta lehnt diese Ansicht zwar nicht völlig ab, sieht in den überlieferten Manuskripten aber auch keine eindeutigen Belege. Die Frage nach dem Ende des Romans bleibt wohl auch in Zukunft offen.

Walter Fanta verfolgt die jahrzehntelange Entstehungsgeschichte eines Romans, die das Zustandekommen eines Textmaterials ergab, welches das Zehnfache des Umfangs des publizierten Romans ausmacht. Der Mehrdimensionalität des Textgewebes entsprechend arbeitet er ein Gliederungssystem aus,

das das schwer überblickbare Material logisch strukturiert und leicht übersehbar macht. Seine Hinweise auf die Mangelhaftigkeit bisheriger Editionen lassen erkennen, dass sich das Modell einer neuen wissenschaftlichen Ausgabe des Romans einschließlich seiner Nachlasstexte abzeichnet. Am Ende des Buches kündigt er zwei Folgebände an: Der eine wird sich mit dem Finale des „Mannes ohne Eigenschaften", der andere mit Musils Selbstäußerungen zum Schreibprozess beschäftigen.

Márta Horváth (Szeged)

Gardt, Andreas/ Hass-Zumkehr, Ulrike/ Roelcke, Thorsten (Hg.): Sprachgeschichte als Kulturgeschichte. Berlin, New York: de Gruyter, 1999 (= Studia Linguistica Germanica, Bd. 54). 418 S.

Der zu besprechende Sammelband geht zurück auf eine im Herbst 1999 in Heidelberg stattgefundene Konferenz. Die Aufgabe der Teilnehmer bzw. Beiträger war es, Überlegungen anzustellen, wie ein veränderter und weiter gefasster Begriff von Kultur, im Rahmen dessen Kultur verstanden wird als „Orientierungssystem sprachlicher und nichtsprachlicher Zeichen" (S. 3), für die Sprachgeschichte fruchtbar gemacht werden kann. Das Symposion ist aus Anlass des 60. Geburtstags von Oskar Reichmann entstanden. Auch der Sammelband ist Reichmann gewidmet.

Der Band enthält 17 Beiträge, die im Sinne des Vorworts thematisch in vier Blöcke eingeteilt werden können. In den ersten Block fallen Arbeiten, in denen aus der Perspektive anderer Disziplinen als der Germanistik oder unter Betonung der Interdisziplinarität auf die Sprachentwicklung eingegangen wird. *Klaus J. Mattheier* spürt den programmatischen und impliziten Aussagen über gesellschaftliche Strukturen in Sprachgeschichten nach, die sich in den Einleitungen finden und zur Erklärung sprachlicher Wandlungsprozesse beigezogen werden. Dabei zeigt sich zunächst, dass verschiedene Konzepte miteinander konkurrieren: Sprachgeschichte als Bildungsgeschichte (O. Behaghel, F. Kluge, K. Vossler), Sprachgeschichte als Volkstumsgeschichte (A. Bach), Sprachgeschichte als Siedlungsgeschichte (Th. Frings). Wie sehr Sprachhistoriker bisweilen mit unklaren und pseudosoziologischen Konzepten operieren, demonstriert Mattheier besonders ausführlich an den Sprachgeschichten von H. Moser, A. Bach und H. Eggers. Der Autor fordert eine stärkere Einbeziehung von Soziologie und Sozialgeschichte zur Schaffung eines fundierten und für Sprachgeschichte notwendigen Rahmens, gibt jedoch zu, dass „ein derartiger Rahmen für Sprachgeschichte noch nicht erarbeitet worden ist" (S. 17). Somit wird diese Aufgabe künftiger Forschung überlassen. Lediglich in Bezug auf die jüngste Sprachgeschichte von Peter von Polenz wird gesagt, dass auf sie „die meisten der hier formulierten Bedenklichkeiten nicht zutreffen" (S. 16). Welche wenigen nun doch zutreffen,

bleibt jedoch offen. Alles in allem verbleibt Mattheiers berechtigte und scharfsinnige Kritik auch zu sehr im Destruktiven, weil ein Hinweis ohne nähere und konkrete Erläuterungen auf Konzepte, die die Soziologie und die Sozialgeschichte bereits erarbeitet hätten (vgl. S. 17), noch keine positiven Gegenkonzepte bedeutet.

Um die biologischen Grundlagen sprachlicher Kulturgeschichte geht es *Thorsten Roelcke*, der sich aus der Sicht der Verhaltensforschung seinem Thema nähert. Roelckes Anspruch ist aber kein geringer. Auf der Grundlage der Biologie will er ein gemeinsames Erklärungsmodell für Sprach- und Kulturgeschichte erarbeiten (vgl. S. 25). Nun besteht zunächst die von Roelcke auch angesprochene (vgl. S. 20) Schwierigkeit, unterschiedliche Disziplinen mit unterschiedlichen Begriffssystemen miteinander zu verbinden. Autoren des Lorenz-Kreises wie I. Eibl-Eibesfeldt, R. Riedl und F. Wuketits lassen sich aber schwerlich mit N. Chomsky oder J. Habermas in Verbindung bringen. „Um ihre These von den angeborenen Verhaltensweisen und den Invarianten des Menschseins zu stützen, berufen sich manche Evolutionisten auch auf Ethnologen wie Claude Levi-Strauss oder Linguisten wie Noam Chomsky – so etwa Franz Wuketits [...]. Allein, zwischen dem, was für den Strukturalisten Levi-Strauss kulturelle Invarianten sein mögen und dem, was Evolutionisten daraus machen, liegen Welten. Auch die Beanspruchung von Chomsky, der sich selbst stets als Antievolutionist verstanden hat, grenzt an Ironie." – wie es K.P. Liessmann in seinem Beitrag „Selektion. Zum Verhältnis von Evolutionstheorie und Geschichtsphilosophie" zur Kritik biologischer Ansätze behauptet (1985: 219). Die biologische Kulturkonzeption begreift nach Roelcke sprachliche Kulturgeschichte als „eine Veränderung sozietätsspezifischer Prädispositionen semiotischen Verhaltens einschließlich der entsprechenden sprachlichen Strukturen" (S. 26). Sprachliche Wandlungsprozesse werden beschrieben als „strukturelle [...] Veränderungen im Sinne von Veränderungen der semiotischen Prädispositionen einer menschlichen Gemeinschaft" (ebd.). Roelcke unterscheidet eine synchrone Etholinguistik, die in etwa zeitgleich zustande gekommene verschiedene kulturelle Manifestationen von Sprache vergleicht, von einer diachronen Etholinguistik, die verschiedene Entwicklungsstufen einer kulturellen Ausprägung von Sprache vergleicht. Großes Interesse wird den sog. Verhaltensuniversalien gewidmet. Es fragt sich aber, was mit der Beschreibung von Verhaltensuniversalien gewonnen ist, solange kulturelle Differenzen und vor allem unterschiedliche historisch-politische und sozioökonomische Konstellationen, die solche Differenzen überhaupt erst ermöglichen, nicht mitreflektiert werden. Roelcke kennt allerdings die Schwierigkeit: „Ethologische Universalien menschlichen Verhaltens können nur unter Vernachlässigung kultureller Unterschiede beschrieben werden" (S. 37). Erschreckend banal denn auch, zu welchen Ergebnissen die Suche nach Verhaltensuniversalien kommt. Von

freundlichem versus unfreundlichem Verhalten (jeweils unterteilt in die Kategorien ‚dominant' bzw. ‚submissiv') ist da die Rede und so weiter (vgl. S. 32-35). Enorme Schwierigkeiten bereitet auch der hinter solchen Konzeptionen stehende Kulturbegriff. Sicherlich ist Roelcke zuzustimmen, wenn er meint, dass Kultur mehr ist als die Summe künstlerischer Höhenflüge. Wenn aber Kultur von Evolutionstheoretikern verstanden wird als „Adaption einer menschlichen Gemeinschaft an deren Umwelt" (S. 23), muss klar sein, dass mit der Selektionstheorie („Survival of the fittest") kulturelle Phänomene und Prozesse nicht beschrieben werden können. Es ist auch immer dieselbe Denkfigur, die Evolutionisten in ihren Theorien verwenden: „Zuerst werden bestimmte Formen normativer Vorstellungen über menschliches Wahrnehmen, Verhalten und Denken in die organische Natur hineinprojiziert, um dann, dort aufgefunden, zu[r] Legitimation eben dieser Vorstellungen herangezogen zu werden" (Liessmann 1985: 201). Auch der Vorwurf Roelckes gegenüber der Soziopragmatik, die den Grund kultureller Wandlungen „zumeist" (?) nicht mitreflektiere (vgl. S. 24), mutet merkwürdig an, da sich doch hiefür die von Mattheier im vorangegangenen Beitrag angesprochenen Disziplinen der Soziologie und Sozialgeschichte geradezu anbieten. Vieles wäre an dieser Stelle noch zu diskutieren, etwa der von Roelcke nicht angesprochene systemtheoretische Evolutionsbegriff N. Luhmanns. Aufs Ganze gesehen erscheint mir aber die Verwendung evolutionstheoretischer Argumentationen als Erklärungshintergrund für sprachgeschichtliche Vorgänge ein wenig zukunftsweisendes Konzept zu sein.

Weitere Beiträge des ersten Blocks des Sammelbandes stammen von *Gotthard Lerchner*, der unter Rekurs auf sozialpsychologische und -philosophische Theorien die Rolle des Individuums in der Sozialgeschichte untersucht und dabei Zeiten sozialer Umbrüche als besonders lohnende Untersuchungsgegenstände herausstreicht, *Wilfried Seibicke*, der im Rahmen eines historischen Überblicks die Interdisziplinarität der Sprachgeschichte am Beispiel der Namenkunde aufzeigt („Vornamengeschichte ist Kulturgeschichte!", S. 59), und *Anne Betten*, die die Beziehung zwischen Literatursprache und Sprachgeschichte am Beispiel der Behandlung von Sprache und Literatur in einer deutschen Sprachgeschichte beleuchtet.

Bei den Beiträgen des zweiten Blocks geht es um das Verhältnis von Politik- und Ideologiegeschichte einerseits und Sozialgeschichte andererseits. Um eine historisch-systematische Bestimmung der Begriffe „Sprachpatriotismus" und „Sprachnationalismus" bemüht sich *Andreas Gardt* in seinem material- und ideenreichen Beitrag. Unter Hinweis auf jüngere Forschungen wird die These gewagt, dass Nationalismus das Vorhandensein einer Nation nicht voraussetze, sondern – pointiert und vielleicht übertrieben formuliert – erst hervorbringe (vgl. S. 91). Wenn dieser These auch nicht jeder zustimmen mag und man im traditionellen Sinne weiterhin von Nationalismus erst ab dem 18. Jh. sprechen mag – mir

scheint der von Gardt (S. 92) selbst verwendete Begriff „sprachideologisch" als Oberbegriff für „sprachpatriotisch" und „sprachnationalistisch" der tauglichste Ausdruck zu sein –, sind Gardts Ausführungen über die Kennzeichen sprachideologischen Denkens (Vergegenständlichung von Sprache; Identifizierung einer Sprachnatur mit einem Volks- oder Nationalcharakter; Postulierung der Überlegenheit des Eigenen und Abwertung des Fremden) sehr aufschlussreich. Deutlich wird, wie sehr auch prominente Vertreter der Germanistik sprachideologischem Denken verhaftet waren.

Dem Problem der nationalen Varietäten des Deutschen widmet sich *Peter von Polenz*. V. Polenz weist den nationalen Varietäten einen soziolinguistischen Status im Bereich der Sprachbewusstseinsgeschichte zu: „Nationalvarietäten sind ‚Soziolekte' wie etwa Handwerkersprache, Seemannssprache, Fachjargon, Jungendsprache [...]" (S. 124). Für die Gegenwart kommt v. Polenz zu folgendem Schluss: „Eine auf soziolektale Identifizierungsfunktion herabgestufte, auf mehr Gegenseitigkeit orientierte Auffassung des Begriffs Nationalvarietät scheint mir heute hilfreich zu sein für ein postnationalistisches Bewußtsein vom noch immer bestehenden komplementären Verhältnis zwischen den staatsnationalen Beziehungen der Deutschsprachigen zueinander" (ebd.). Ausführlich bezieht sich v. Polenz in seinen Argumentationen auf die Debatten um das österreichische Deutsch. Kurz zur Vorgeschichte, einmal von v. Polenz absehend: Um diese Varietät wurden insbesondere in den 90er Jahren heftige Kontroversen geführt, die nach meiner Einschätzung teilweise in einen durchaus entbehrlichen Streit um Begriffe ausuferten. Gerade in der Varietätendiskussion wäre m.E. die Erstellung sauberer empirischer Analysen letztlich der Sache dienlicher als das ständige Vortragen von Meinungen zu Problemen.

Gegen das Konzept nationaler Varietäten und damit gegen den unmittelbar vorangegangen Beitrag von v. Polenz argumentiert aus der Sicht der Schweiz *Werner Koller*: „Die Zentren der geschriebenen deutschen Sprache liegen nicht in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz; Zentrum der heterogenen deutschen Sprache ist vielmehr die deutsche Sprache, wie sie von deutschsprachigen Sprechern und Schreibern, seien sie nun in Deutschland, Österreich oder der Schweiz beheimatet, verwendet wird. Diese Schriftsprache ist nicht einheitlich, sondern durch interne Variation gekennzeichnet; sie fungiert als *Gemeinsprache* über regionale und staatliche Grenzen hinweg" (S. 154). Mit Recht verweist Koller auf die Problematik, einzelne Wörter und Ausdrücke eindeutig nationalen Varietäten zuzuordnen. „Eine Lexikographie, die allen sozial bedingten Konnotationen gerecht werden wollte, stünde vor der Aufgabe, mit den Wörtern zugleich die Lebenswelten der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen zu beschreiben" (S. 156). Ein wenig Beckmesserei zu Kollers Beispielen: Das von ihm S. 159 als deutschschweizerisch gebuchte *Trottoir* für „Gehsteig" gibt es auch in Österreich, wenngleich das Wort dort etwas veraltet ist. Sowohl der Aufsatz von v. Polenz als auch der von Koller befinden sich

argumentativ auf hohem Niveau und sind exzellent formuliert. Festlegen auf eine der Positionen, die beide viel für sich haben und gut begründbar sind, möchte ich mich in diesem Rahmen nicht.

Am Beginn der Beiträge des dritten Blocks, die konkrete Anwendungsgebiete von Sprachgeschichte als Kulturgeschichte vor Augen führen möchten, steht der Beitrag von *Vilmos Ágel*, der sich mit der vermeintlichen „kulturellen Obdachlosigkeit der Grammatik" beschäftigt. Verantwortlich gemacht für das Klischee der kulturlosen Grammatik wird v.a. die strikte Trennung von Langue / Kompetenz und sprachlichem Handeln. „Letztlich ist also die schriftkulturerzeugte kopernikanische Wende dafür verantwortlich zu machen, daß die Grammatik zu einem System quasi-naturwissenschaftlicher Formen, Strukturen und Techniken – je nach Geschmack – degradiert / hochstilisiert wurde" (S. 178). Ausführlich geht Ágel auf den Epistemifizierungsprozess (Entwicklung zu einer sprecherabhängigen Bedeutung) ein, der v.a. am Beispiel der Modalverben, Modalwörter und assertiven Sprechaktverben aufgezeigt wird. Als empirische Daten präsentiert Ágel die Zunahme der Modalwörter im frühen 16. Jh. und die Intensivierung des Modalwortgebrauchs vom 16. bis zum 18. Jh. Ágel interpretiert die Epistemifizierung als Erscheinungsform der *raison graphique* und verweist auf die zunehmende Literalisierung der Gesamtkultur, an die dieser Prozess gebunden sei. Problematischer Angelpunkt von Ágels Argumentationen sind aber seine nun nachfolgenden Bemerkungen zum Status von Oralität und Literalität. Mein kritischer Einwand bezieht sich darauf, dass wir über den Standard von Oralität historischer Sozietäten einfach zu wenig wissen, um damit die (keineswegs neue) Schriftlichkeitsthese stringent zu untermauern. So wäre es m.E. durchaus vorstellbar, dass dieser Standard historisch ein größerer war als er es heutzutage ist. Ágel bleibt auch nichts anderes übrig, als moderne Studien der empirischen Psychologie beizuziehen und auf die Geschichte rückzuprojizieren. Andererseits muss zugegeben werden, dass historische Untersuchungen zur Oralität sicher nur unter großem Aufwand und nicht ohne erhebliche methodische Schwierigkeiten durchzuführen sind. Differenzierter behandelt müsste auch der Begriff des abstrakten Denkens.

Wie Ágel geht es auch *Hans Joachim Solms* um die Verbindung von Grammatik und Kulturgeschichte, wobei sich Solms auf die Veränderungen im Gebrauch der Substantivkomposita konzentriert. Den für das 16./17. Jh. beobachtbaren Anstieg der Substantivkomposita interpretiert Solms wahrnehmungspsychologisch, indem er auf den Übergang von der aggregativ-ganzheitlichen und rezeptiven Welterfahrung des Mittelalters zur analytischen und produktiven der Neuzeit verweist. Auf das Problem, dass für die mhd. Zeit bezüglich der Kompositionsproduktivität keine gesicherte Datenbasis vorliegt, weist der Autor selbst hin (vgl. S. 235).

Die kulturelle Dimension der Lexikographie demonstriert am Beispiel der Wörterbücher von Adelung und Campe erhellend *Ulrike Haß-Zumkehr*, die mit Recht auch die Verdienste des Jubilars

um eine Zusammenführung von Theorie und Praxis der Lexikographie betont. Unter Zugrundelegung eines analytischen Kulturbegriffs, der den Blick auf kulturelle Orientierungen lenkt, werden Wörterbücher verstanden als „Elemente kultureller Orientierungssysteme" (S. 250), in denen Orientierungen nicht nur gespiegelt, sondern auch vermittelt werden. Diese Orientierungen sind nach Hass-Zumkehr nicht nur sprachliche, sondern auch solche über die Welt. Anhand einer vergleichenden Analyse einer Auswahl von Artikeln aus dem Bereich des gesellschaftlich-politischen Wortschatzes sowie anhand von brieflichen Grußformeln zeigt Hass-Zumkehr, wie sehr der Beamte Adelung der Welt des Adels verpflichtet war, während der Volksaufklärer Campe im Zuge seiner Bearbeitung des Adelungschen Wörterbuches republikanisch-revolutionäre Ideen verbreitete. Hass-Zumkehrs Artikel scheint mir beispielhaft für eine seit langem geforderte, aber immer noch zu wenig realisierte Erweiterung des Horizonts der Lexikographie, die sich zu lange im bloßen Ermitteln, Verwalten und Präsentieren von Daten erschöpft hat, wovon auch das Selbstverständnis vieler Lexikographen geprägt wurde und teilweise leider noch immer wird. Um kulturgeschichtliche Bezüge der Lexikographie geht es auch *Jochen A. Bär*, *Barbara Gärtner*, *Marek Konopka* und *Christiane Schlaps* bei ihrem Werkstattbericht aus dem „Frühneuhochdeutschen Wörterbuch". Das von ihnen gewählte Beispiel *giraffe* zeigt, dass Wissenschaft nicht nur lehrreich, sondern auch unterhaltsam sein kann. Am Ende des dritten Blocks steht der Beitrag von *Peter Wiesinger*, der Bezüge der Dialektgeographie zur Kulturgeschichte anhand von Beispielen aus dem Bairischen beleuchtet.

Der vierte und letzte Block schließlich umfasst die Beiträge der Podiumsdiskussion während der Tagung (von *Fritz Hermanns*, *Dirk Geeraerts*, *Frédéric Hartweg* und *Christopher J. Wells*). In ihnen wird der Zusammenhang zwischen Sprache und kulureller Identität reflektiert.

Als Resümee lässt sich festhalten: Der Sammelband enthält trotz oder wegen der vorgebrachten Bedenken gegenüber einzelnen Ansätzen und Schlussfolgerungen genug Stoff für weitere Diskussionen. Insbesondere bieten sich durch Einbeziehung der Kulturgeschichte in die Sprachgeschichte viele Möglichkeiten für interessante zukünftige Betätigungsfelder.

Richard Reutner (Debrecen)

Geoffroy, René: Ungarn als Zufluchtsort und Wirkungsstätte deutschsprachiger Emigranten (1933-1938/39). Frankfurt a. Main: Lang, 2001 (= Studien zur Deutschen und Europäischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts; Band 45). 485 S.

„Der Fremde, der Intellektuelle zumal, wird hier wie in keinem anderen Lande herzlich aufgenommen; er ist sogleich ‚zu Hause'. Heute, wo die Bewegungen in dieser Welt die Menschen durch die Länder spülen, nicht nur als Reisende, auch als vom Schicksal Umhergeworfene, die neues Ufer suchen, ging über das ferne, so nahe Ungarn eine Welle von Fremden. Aber jeder Einzelne hat Menschen in allen Zonen, denen er berichtet; und alle Berichte schufen das Echo: Hier ist herrliches Land!"

Dieses von ihm selbst so bezeichnete „Liebesgeständnis" an Ungarn veröffentlichte der direkt nach dem Reichstagsbrand vor den neuen Machthabern aus Deutschland geflüchtete Dramaturg, Schriftsteller und Publizist Otto Zarek am 19.8.1934 im „Pester Lloyd". Es sind in jeder Hinsicht erstaunliche Worte. Man bedenke: Ein deutsch-jüdischer Emigrant lobt in den höchsten Tönen ein Land, das sich in jener Zeit nicht gerade durch ein liberales Klima auszeichnete. Der Reichsverweser Horthy und sein Ministerpräsident Gömbös sorgten durch ihren Machtapparat dafür, dass politische Opposition nicht allzu einflussreich werden konnte und kontrollierten – besonders durch gezielte Einschüchterungen – die Medien. Antisemitismus war weit verbreitet, von der Regierung geduldet und später sogar aktiv propagiert. 1938 wurde das sogenannte erste Judengesetz verabschiedet, das deren Anteil in Presse und Handel sowie der Anwalts-, Ingenieurs- und Ärztekammer auf maximal 20% beschränkte. 1939 und 1941 folgten zwei weitere Gesetze, welche die Freiheit der jüdischen Bürger Ungarns nach deutschem Vorbild weiter einschränkten. Insgesamt war die Politik Horthys stark auf revisionistische Bestrebungen ausgerichtet. Die 1920 durch den Vertrag von Trianon verlorenen Gebiete sollten zurückgewonnen werden. Von Hitler erwartete man sich Unterstützung bei diesem Vorhaben, war deshalb bemüht, sich diesem gegenüber möglichst vorteilhaft zu zeigen und ordnete sich in weiten Bereichen deutschen Maßgaben unter. Und dieses Ungarn soll in den dreißiger Jahren das Land deutscher Emigrantenträume gewesen sein? Sicher nicht. Dass es aber nicht wenige Exilanten hierher verschlug, zeigt die Studie René Geoffroys, die im Peter Lang Verlag erschien.

Im ersten, „Das Aufnahmeland Ungarn" betitelten Abschnitt der vier Teile, in die das Buch gegliedert ist, geht der Autor besonders auf das „Trianon-Trauma" der ungarischen Bevölkerung ein, um daraus die durch revisionistische Bestrebungen hervorgerufene enge Anlehnung Ungarns an Hitlerdeutschland zu erklären. Wirtschaftliche Krise, extreme Arbeitslosigkeit und regelmäßige antisemitische Krawalle der „christlichen" Studentenschaft sind weitere Themen dieses Abschnitts, ebenso die Gleichschaltung reichsdeutscher Einrichtungen auf ungarischem Gebiet und die Radikalisierung der deutschen Minderheit durch massive Verbreitung natio-

nalsozialistischer Ideologie in ihren Presseorganen und Vereinigungen (S. 34 ff.).

Es verwundert nicht, dass die ungarischen Einreisebestimmungen den Zuzug von Emigranten nicht gerade förderten. Vor allem Personen, denen die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt worden war, galten als „unerwünscht", und bei einer Pressekonferenz in Berlin 1936 tönte der ungarische Innenminister Kozma, er dulde keinerlei jüdische Einwanderung in sein Land. Dass es dennoch zu ganz beträchtlichen Emigrantenbewegungen – deren jüdischer Anteil immerhin 60% betrug – nach Ungarn kam, hat laut Geoffroy v.a. zwei Ursachen: Einerseits die mangelhafte Bewachung der Grenzen, die illegale Grenzübertritte erleichterte, und andererseits, zumindest bis 1938, die Bestrebung, aus ökonomischen Gründen möglichst viele Touristen ins Land zu holen (S. 17).

War man einmal im Land, fingen die Schwierigkeiten allerdings oft erst richtig an. Einkommensmöglichkeiten gab es im wirtschaftlich gebeutelten Ungarn kaum, und die Lebenshaltungskosten lagen im internationalen Vergleich relativ hoch. Außerdem musste man, vor allem ab den späten dreißiger Jahren, beständig damit rechnen, in eine Razzia zu geraten und in der Folge ausgewiesen oder als „ausländischer Jude" in einem Lager interniert zu werden. Einbürgerungen wurden sehr selten vorgenommen, und ab 1939 per Gesetz der Erwerb der ungarischen Staatsbürgerschaft für Juden durch Einbürgerung, Heirat oder Legitimation gänzlich unmöglich gemacht. Vorher kam es hin und wieder zu Adoptionen, wie Geoffroy zu belegen weiß. Er zitiert sogar eine Zeitungsanzeige aus dem Jahr 1938, in der „christlich ungarische Staatsbürger" ihre Adoptionsbereitschaft gegen angemessene Bezahlung anbieten (S. 63).

Insgesamt geht aus den Ausführungen des Autors deutlich hervor, dass sich Ungarn trotz seiner rigiden offiziellen Politik, die stark an die des deutschen Reichs gekoppelt war, in der Praxis recht widersprüchlich zeigte und so für Hitlerflüchtlinge, die sich möglichst unauffällig verhielten, wenn auch zwar kein Paradies, so aber doch bis in die 40er Jahre hinein eine recht passable Zufluchtsmöglichkeit darstellte.

Unter dem Titel „Die Fluchtbewegung nach Ungarn (1933-1944)" werden die Emigrantenströme genauer analysiert. Der größeren Vollständigkeit halber wurde hierzu ein Zeitraum über 1938/39 hinaus und nicht nur die Hitlerflüchtlinge aus Deutschland und Österreich, sondern auch jene aus den von deutschen Armeen annektierten und besetzten Ländern Tschechoslowakei und Polen berücksichtigt. Dabei wurde in Kauf genommen, dass gerade die Flüchtlinge aus diesen Gebieten nicht unbedingt deutschsprachig waren – wenn auch bei den meisten zumindest von einem Zusammenhang mit dem deutschen Kulturkreis ausgegangen werden kann. Im Vorwort weist Geoffroy selbst darauf hin, dass dies natürlich einen deutlichen Verstoß gegen den Titel seiner Studie bedeutet, er aber aus Gründen der Repräsentativität nicht auf diese Personengruppe verzichten mochte (S. 12 ff.).

Wann, wie und wo Flüchtlinge die ungarische Grenze übertraten, wird anhand von möglichst vielen Fall-

beispielen deutlich gemacht. Dabei gibt es eine enorme Bandbreite von denen, die als Touristen einreisten und später im Land untertauchten über jene, die illegal über die grüne Grenze kamen, bis hin zu denen, die abgeschoben wurden. Das Letztere war bis 1941 eine beliebte Praxis der Deutschen, die unliebsame Juden – zum Teil ganze Dorfgemeinschaften – v.a. aus Österreich einfach heimlich in ein benachbartes Land verfrachteten. Für viele der illegal nach Ungarn eingereisten Personen endete die Flucht allerdings mit Verhaftung und Lager, etliche fielen den sogenannten „Repatriierungsaktionen" im Sommer 1941 zum Opfer: Sie wurden nach Galizien deportiert und dort SS-Einsatzgruppen ausgeliefert. Spätestens nach der deutschen Besetzung Ungarns war die Situation für die noch im Land verbliebenen Hitlerflüchtlinge verheerend. Laut Geoffroy kann nur von 17 der 99 ausländischen Juden seiner Namensliste, die sich in den vierziger Jahren nachweislich noch in Ungarn aufhielten, mit Sicherheit gesagt werden, dass sie den Holocaust hier überlebten (S. 127).

Unter den Hitlerflüchtlingen befanden sich auch zahlreiche sogenannte Repatrianten – Ungarn, die lange Zeit in Deutschland oder Österreich gelebt hatten und unter dem Druck der politischen Ereignisse zurückkehrten. Ihnen ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Daran anschließend wird mit Hilfe etlicher Graphiken die soziodemographische Zusammensetzung der Emigranten aufgezeigt: Welcher Anteil auf welches Herkunftsland entfiel, welches Ziel die immerhin 14% Transemigranten (die also Ungarn von vornherein nur als Zwischenstation auf dem Weg in ein anderes Land, v.a. nach Palästina und in die USA) vor Augen hatten, Konfessionszugehörigkeit, Berufstätigkeit etc. – sehr viele Daten werden anschaulich dargeboten.

Der dritte Teil des Buches ist ganz dem eingangs zitierten Schriftsteller Otto Zarek gewidmet, der zwischen 1933 und 1938 in Ungarn Zuflucht fand und es meisterhaft verstand, sich der Situation des Landes anzupassen und durch geschicktes Taktieren nicht den Unmut der Regierenden auf sich zu ziehen. Eine seltsam widersprüchliche Gestalt war dieser Freund Klaus Manns, der mit seiner 1935 erschienenen Biographie Lajos Kossuths – einem Buch, in dem Geist, Freiheit und Gerechtigkeit gefeiert werden – schnell zum meistgelesenen Autor Ungarns avancierte und beinahe gleichzeitig im „Pester Lloyd" einen verherrlichenden Nachruf auf den 1936 verstorbenen Gömbös veröffentlichte. Zu dem Land, das er 1938 in Richtung England verließ, fasste er gleichwohl eine scheinbar wirklich tief empfundene Zuneigung, die sich auch in seiner 1938 erschienenen „Geschichte Ungarns" niederschlug.

Schließlich und endlich widmet sich Geoffroy unter dem Titel „Vom ‚anderen' Ungarn" den Möglichkeiten deutscher Emigranten, das kulturelle Leben des damaligen Ungarn mitzuprägen. Tatsächlich war dies in größerem Maße möglich, als man erwarten sollte. Mindestens bis 1936 konnte man jedes außerhalb der Grenzen erschienene Buch eines Exilautors problemlos besorgen, die meisten dieser Bücher wurden in der ungarischen Presse ausführlich besprochen. Auch zahlreiche Leihbiblio-

theken hielten die Bücher in Deutschland verfemter Autoren für ihre Leser parat. Die Zeitungen brachten Interviews mit Exilanten und Berichte über ihr Leben oder Beiträge aus deren Feder. Selbst Augenzeugenberichte aus dem Konzentrationslager kamen auszugsweise zum Abdruck.

Ab 1936 verschärfte sich der Druck der Zensur, dennoch konnten in ungarischen Verlagen wie „Athenaeum", „Nova" und „Pantheon" weiterhin Übersetzungen der Werke exilierter Autoren erscheinen (S. 244). Auch die Kinowelt wurde zumindest zeitweise noch stark von Emigranten geprägt. Die meisten ungarischen Filmschaffenden, die seit den 20er Jahren die Berliner Produktion entscheidend beeinflusst hatten, kehrten ab 1933 nach Budapest zurück. In den Pester Studios fanden sie neue Wirkungsmöglichkeiten. Auch hier wurde aber der durch die Anlehnung der ungarischen Regierung an Nazideutschland hervorgerufene Druck immer größer, und 1938 sorgten das erste Judengesetz und die im gleichen Jahr nach deutschem Vorbild ins Leben gerufene „Theater- und Filmkammer" dafür, dass für den Großteil der zurückgekehrten Filmleute die Scheinwerfer ausgingen.

Zuletzt sei noch auf den umfangreichen Anhang verwiesen, in dem sich u.a. ein „Verzeichnis der nach Ungarn geflüchteten Personen 1933-1944 (Auswahl)", „Verzeichnis der Beiträge deutschsprachiger Emigranten in ungarischen Zeitungen und Periodika" und ein „Verzeichnis der Buchpublikationen deutschsprachiger Exilautoren in ungarischen Verlagen (1933-1944)" befinden.

Mit seiner Studie hat Geoffroy zweifelsfrei bewiesen, dass Ungarn für die Exilforschung ein reiches Potential bereithält, in dem sicher noch viel zu entdecken ist. Mit „Ungarn als Zufluchtsort und Wirkungsstätte deutschsprachiger Emigranten" wurde nicht nur eine fesselnde und ungemein informative Darstellung der ungarischen Geschichte zur Zeit des Dritten Reichs geschrieben, sondern auch ein Fundament für zukünftige Forschungen gelegt, das gewürdigt werden muss.

Benjamin Langer (Bamberg)

(Erstveröffentlichung: Három Holló. Zeitschrift für ungarische Kultur, H. 3, März 2002. Wir danken für die freundliche Nachdruckgenehmigung.)

Grawe, Christian/ Nürnberger, Helmuth (Hg.): Fontane-Handbuch. Stuttgart: Kröner, 2000. 1056 S.

Es ist kaum verwunderlich, dass in der ungarischen Fontane-Rezeption der letzten Jahrzehnte die gleiche Polarität entstanden ist, die für die außerdeutsche Rezeption Fontanes im 20. Jahrhundert so konstitutiv ist: Das Interesse der Germanisten und der Komparatisten zum einen, leichte Indifferenz der breiteren Leserschaft zum anderen. Selbst wenn Fontanes Werke in den 60er und 70er Jahren vom ungarischen Lesepublikum noch durchaus beachtet wurden und selbst wenn Ungarn, was die Übersetzungen betrifft, mit elf Titeln und einer

Briefauswahl auch heute noch die europäische Führungsposition innehat, wird der Autor immer weniger gelesen und wahrgenommen: In den letzten Jahren hat es nicht einmal die nach der Wiedervereinigung neu erwachte – und im Kontext von Fontanes 100jährigem Todesjubiläum mitunter spektakuläre Steigerungen erfahrende – Fontane-Renaissance der deutschen Jahrhundertwende geschafft, sich in Ungarn außerhalb der Fachkreise bemerkbar zu machen. Was die genauen Gründe für das Nachlassen des öffentlichen Lese-Interesses sind, lässt sich nicht leicht erkennen. Anzunehmen ist aber, Optimismus vorausgesetzt, dass dem Desinteresse bald auch hierzulande eine Fontane-Renaissance folgen wird. Garantie dafür ist weder der dem dargestellten Vorgang gegenläufige neue Aufschwung der internationalen, noch der auf eine lange und – denkt man nur an Gragger oder Lukács – auch europaweit einflussreiche Tradition zurückblickenden heimischen Fontane-Forschung, sondern vor allem der Autor selbst, dessen Person und Werk im Lichte der neueren (zum Teil historisch-kritischen und nicht mehr rektifizierten) Editionen komplexer, moderner und z.T. widerspruchsvoller erscheinen als je zuvor. So genießen heute der die Forschung wie die Öffentlichkeit bis in die 70er Jahre dominierende Topos des „provinziellen", „lebensfrömmig plaudernden" Autors (Auerbach), der „sehr alt werden mute, um ganz er selbst zu werden" (T. Mann) sowie das insbesondere im Osten Europas lange vorherrschende Pauschalbild des „unsicheren Kantonisten", der „bei aller ‚philiströsen' Beschränktheit seines Weltbildes auf das Privat-Persönliche" das „Hassenswerte an seiner Gegenwart" realistisch darzustellen vermochte (Lukács) und als „Anwalt des Realismus" tätig war (Reuter), nur noch historischen Wert. Die neue Wahrnehmung des Autors ist anders, und dieses Anderen gewahr zu werden, Fontane neu zu entdecken und neu zu erkennen, ist auch hierzulande durchaus der Mühe wert. Und ist man dafür bereit, kann man jetzt als erste Orientierung gleich auch das am Ende vergangenen Jahres als symbolischer Abschluss des „langen Fontane-Jahres 1998" erschienene „Fontane-Handbuch" des Alfred Kröner Verlages aufschlagen.

Das Buch ist, wie man es bei Kröner-Handbüchern gewohnt ist, in vier große, unterschiedlich akzentuierte Themenkomplexe gegliedert: I. Theodor Fontane in seiner Zeit (305 S.), II. Kulturelle Traditionen und Poetik (159 S.), III. Das Werk (422 S.) und IV. Die Wirkung (135 S.), welche wiederum in thematische Abschnitte unterteilt sind, die sich ihrerseits aus fast durchweg chronologisch geordneten und auch in sich gut lesbaren essayistischen Artikeln zusammensetzen. Die Artikel sind von 22 überwiegend bekannten Fontane-SpezialistInnen aus sieben Ländern und mehreren Generationen verfasst worden. Jedem Artikel folgt eine breite Auswahlbibliographie der Forschungsliteratur. Ein Personenregister und ein Register der Werke Fontanes runden die Edition ab.

Teil I rekonstruiert den historischen Kontext um den Autor der Darstellung der Biographie folgt die der Zeitgeschichte und des zeitgenössischen Literaturbetriebs. Abschließend wird

Fontanes Verhältnis zum Antisemitismus der Zeit dargelegt. Im ersten Abschnitt bezieht *Helmuth Nürnberger* Fontanes reale und „erschriebene" Lebensgeschichte subtil aufeinander und zeigt dabei – chronologisch vorgehend und in eleganter Sprache – die Diskrepanzen zwischen der „wahren", durch Fakten belegbare, und der poetisch überformten Identität des Autors auf. Im Zentrum des zweiten, von *Dietmar Storch* verfassten Abschnitts steht hingegen der Zeitzeuge, die „Historisches wie Politisches gleicherweise kultivierende" „Jahrhunderterscheinung" Fontane (S. 103): Auf der Grundlage des an sich fragwürdigen Ansatzes der Widerspiegelungstheorie der Literatur wird auf plausible und delektable Weise das durch das Fontane'sche Oeuvre erschließbare, von Widersprüchen und Gegensätzen gekennzeichnete politische und sozioökonomische Panorama des langen 19. Jahrhunderts umrissen. Hieran schließt sich auch *Roland Berbig* an, der in seinem literatursoziologisch orientierten Beitrag Fontanes Bewegung auf dem im 19. Jahrhundert sich radikal verändernden literarischen Feld detailreich vor Augen führt. Neben den Funktionsmechanismen des zeitgenössischen Literaturmarktes mit seinen Distributionsinstanzen werden Fontanes Beziehungen zu – von Berbig als für Fontanes literarischen Werdegang exemplarisch erachteten – Zeitungen und Zeitschriften ebenso thematisiert wie das Verhältnis des Autors zu Verlagshäusern, musischen und politischen Gruppierungen, Vereinen, Institutionen und zur Geselligkeit der Zeit. Im letzten Abschnitt widmet sich *Hans Otto Horch* schließlich einem aus der Forschung in Deutschland mit wenigen Ausnahmen ausgeklammerten und ausführlicher erstmals Ende der 80er Jahre behandelten Thema, Fontanes ambivalentem und widerspruchsvollem Verhältnis zum Antisemitismus der Zeit.

Der gänzlich von *Hugo Aust* verfasste Teil II ist zwei korrelierenden Themen gewidmet, der Überlieferung und der Autorpoetik. Im ersten, als „kulturelle Traditionen" betitelten Abschnitt behandelt Aust neben Fontanes Verständnis der literarischen, philosophischen und religiösen Traditionen sowie der zeitgenössischen Strömungen der Literatur und Malerei auch das Fontane'sche Oeuvre in der Ordnung der kulturellen Überlieferung. Im Anschluss daran wird das Literatur- und Kunstverständnis des Schriftstellers expliziert. Aust rekonstruiert dafür den Gedankengang von Fontanes 1853 verfasstem, für sein poetologisches Denken wohl exemplarischem Essay „Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848" und zeigt zunächst die Verknüpfung von Fontanes Literatur- und Kunstbegriff mit der ästhetischen Kategorie des Realismus. Anschließend entwirft Aust um eine Reihe von dichotomischen Begriffen (Mimesis vs. Verklärung, traditionelle Wahrnehmungsschemata vs. ästhetisches/epistemologisches Wahrnehmen, Reales/bloß Gegenständliches vs. Wahres/Wirkliches, Realschönes vs. Kunstschönes/Maßvolles etc.) eine Art gnoseologischer Matrix von Fontanes Realismus-Verständnis. Die zentralen Elemente der Gesamtkonzeption werden hinterher unter Mitberücksichtigung anderer Abhandlungen Fontanes auch im Detail behandelt. Des Weiteren erhält der Leser Einblicke in die zwischen Romantik und Realismus vermittelnden

und um die Stichworte des regelgeleiteten Technikers und genialen Dichters sich herauskristallisierenden produktionsästhetischen Reflexionen Fontanes sowie in die Gattungsproblematik seiner Schriften.

Der ausführlichste Teil III gilt – in der Geschichte der Fontane-Forschung zum ersten Mal – der Interpretation von Fontanes umfangreich-polyphonischem Gesamtwerk. Im ersten Abschnitt wird nach einem einführenden, die wesentlichen Charakteristika des Fontane'schen Romans subtil sichtenden Beitrag von *Christian Grawe* das Erzählwerk in 20 exemplarischen, Genese, Edition, Struktur, Motivik, intertextuelle Bezüge und Rezeption gleichermaßen in Betracht ziehenden Einzelstudien von *Darragh Downes*, *Christian Grawe*, *Bettina Plett* und *Eda Sagarra* interpretiert. Fontanes großes, auch für seine Epik konstitutives und nach Selbsteinschätzung des Autors allein unvergängliches Gedichtwerk wird in Studien zu seiner früheren (*Franz Schüppen*) und späteren Lyrik (*Karl Richter*) getrennt betrachtet. Im Zentrum beider Untersuchungen steht Fontanes kongeniales Balladenschaffen. In den darauf folgenden kleineren Beiträgen werden zunächst Fontanes autobiographische Schriften – sein im engeren Sinne autobiographisches Werk (Helmuth Nürnberger), das Schicksal und Charakteristika der acht nahezu 46 Jahre lang geführten Tagebücher (*Charlotte Jolles*), die Reisetagebücher, die Fontane im Jahrzehnt von 1864 bis 1875 bei dienstlichen und privaten Reisen geführt hat (*Gotthard Erler*), und das immense, immer noch unvollständig vorliegende, nuancenreiche Briefwerk (*Manfred Jurgensen*) diskutiert. Im Anschluss daran wird Fontanes Journalistik: die politische Journalistik (*Heide Streiter-Buscher*), seine Bücher und Studien über Großbritannien (*Stefan Neuhaus*), seine fünfbändigen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" (*Walter Erhard*), die im Auftrag der Königlichen Geheimen Ober-Hofdruckerei über die Einigungskriege Bismarck-Preußens geschriebenen drei Kriegsbücher (*John Osborn*), die Theaterkritiken seiner zwanzigjährigen Tätigkeit als Theaterkritiker der liberalen „Vossischen Zeitung" (*Jörg Thunecke*) sowie seine Literatur- und Kunstkritik (Hugo Aust) behandelt.

Im letzten, wirkungsgeschichtlichen Teil IV bieten *Joachim Biener*, *Helen Chambers*, *Gotthard Erler*, *Hans Ester*, *Wieńczysław Niemirowski* und *Michael Scheffel* erstmalig eine international angelegte, breite Übersicht über Druck- und Editionsgeschichte, Nachlass und Forschungsstätten, über Fontane Verfilmungen sowie über die Wirkung der Werke Fontanes von den Lebzeiten des Autors bis zur Gegenwart im deutschen und außerdeutschen (west- und osteuropäischen) Sprachraum. Das Buch wird mit einem Beitrag von Michael Scheffel über Fontanes Einfluss auf die Literatur des 20. Jahrhunderts, insbesondere auf Thomas und Heinrich Mann beziehungsweise auf Arthur Schnitzler, Hermann Broch, Alfred Döblin, Uwe Johnson und Günter Grass abgeschlossen.

Vollständigkeit kann das Handbuch dennoch nicht beanspruchen. Ungeachtet des Erscheinens mehrerer großangelegter Ausgaben nach 1945 ist ja noch nicht einmal Fontanes Gesamtwerk – wie die Herausgeber im Vorwort betonen – „voll-

ständig wieder erschienen beziehungsweise aus dem Nachlass zum Druck gelangt" (S. XV); auch bibliographisch ist es nicht lückenlos erschlossen. Insgesamt ist der Leser mit dem Handbuch trotzdem sehr gut beraten. Es legt nicht nur eine umfassende Darstellung unseres heutigen Wissens über Fontane wie über die Sozial- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts vor, sondern weist explizit auch auf die nicht wenigen Lücken der Fontane-Philologie hin.

Erzsébet Szabó (Szeged)

Greiner, Bernhard: Kleists Dramen und Erzählungen. Experimente zum ‚Fall' der Kunst. Tübingen, Basel: Francke, 2000 (= UTB für Wissenschaft 2129). 460 S.

Bernhard Greiner hat in früheren Arbeiten schon des Öfteren zu Kleist Stellung genommen; sein neues Buch ist nun ganz dessen Dramen und Erzählungen gewidmet. Es bietet Einzelinterpretationen, wobei notwendigerweise auch essayistische Texte ins Blickfeld geraten. Was die einzelnen Kapitel miteinander verbindet und diese Arbeit in die Nähe einer Kleist-Monographie rückt, ist die nicht chronologische, systematische Behandlung des Gegenstandes sowie ein in allen Interpretationen konsequent durchgeführter Betrachtungsaspekt.

Zum Ausgangspunkt wird Kleists umstrittene ‚Kant-Krise' gewählt. Statt, wie in der Kleist-Forschung üblich, „bei der gegebenen Quellenlage, fragwürdige Spurensuche zu betreiben" und die „philosophische Krise als bloßen Flucht-Vorwand abzutun" (S. 3), fragt Greiner, was für eine philosophische Position Kleist in seinen Briefen zur ‚Kant-Krise' vorträgt und unter welchen Bedingungen philosophische Lektüre „die Grundfesten eines Denkens" zu erschüttern vermag (ebd.). Die plausible Begründung, Kleist von Kant her zu lesen, wird in der epochalen Bedeutung von dessen Kritiken der ästhetischen und teleologischen Urteilskraft gesehen. Da dies für Greiners Kleist-Bild grundlegend ist, sei er hier ausführlich zitiert: „Das Geschehen, das jetzt die gewohnten Sicherheiten des Denkens und Wissens raubt, ist die Französische Revolution, diese als Schlußpunkt der hohen Erwartungen an die Vernunft wie der fortschreitenden Vernunftkritik des 18. Jahrhunderts genommen, daß es möglich sei, ausgehend von den Forderungen der Vernunft eine Wirklichkeit zu begründen, in der die Menschen als Menschen leben können und leben. Wie eingangs schon erläutert, hielt die Geschichte der Französischen Revolution die Erfahrung bereit, daß eben der Versuch, den Ideen der Vernunft zur Wirklichkeit zu verhelfen, Strukturen hervorbringt, die diese Ideen negieren. Es wurde dargelegt, inwieweit Kant mit seiner ‚Kritik der ästhetischen Urteilskraft' eine Art Zuspruch formuliert hat, daß die prinzipiell auseinander gerissenen Welten der Erfahrungswirklichkeit und der Vernunftideen doch als miteinander vereinbar vorgestellt werden können, wenn auch die Bedingung der Möglichkeit solch eines Brückenschlags nicht bewiesen werden kann, ehe er in der ‚Kritik der teleologischen Urteils-

kraft' solche Verknüpfung skeptizistisch zurückgenommen hat. Kant hat damit die hohen Erwartungen an die Kunst begründet, die die deutsche klassische und romantische ‚Kunst'-Periode bis hin zu Hegels Diktum vom ‚Ende der Kunst' als Ende dieser Erwartungen ausgereizt hat." (S. 275 f.)

Die Stärke von Greiners Arbeit – Kleists Werke konsequent als „Experimente zum ‚Fall' der Kunst" zu interpretieren – ist gleichzeitig ihre Schwäche. Um seine Grundthese ausnahmslos an allen Werken Kleists belegen zu können, muss Greiner gelegentlich zu fragwürdigen Parallelisierungen greifen. So gleich schon am Anfang des Buches, wo er durch die Interpretation von Kleists Essays den Grund für die späteren Ausführungen zu legen versucht. Die Parallelisierung von Kleists Kunst-Auffassung und Kants Philosophie gelingt im Abschnitt über die „Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft" zwar überzeugend, in den darauffolgenden Ausführungen zu „Über die allmählige Verfertigung der Gedanken beim Reden" wirkt die Entsprechung von Kleists Sprachtheorie und der Kantischen Philosophie jedoch etwas forciert und problematisch.

Obwohl die gewohnte Eleganz von Greiners Argumentation das nur allzu leicht vergessen macht, ist er gelegentlich gezwungen, seine zentralen Begriffe etwas zu großzügig zu handhaben. So wird in seiner sonst brillanten Interpretation des „Zerbrochnen Kruges" „das Bild auf der Münze" Walthers umstandslos mit dem „Schönen" gleichgesetzt (S.96), die Münze zum „Kunstgegenstand" erklärt (S.99), wobei an der einschlägigen Stelle nicht so sehr die Schönheit als die Wahrheit auf dem Spiel zu stehen scheint. Öfters spricht Greiner, z.B. in der Interpretation des „Prinzen von Homburg", von einer „entmenschlichenden Wirkung" des Kunstwerkes (S.258), die Kleist im Essay „Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft" überlegt haben soll. Wie können aber Füchse und Wölfe, die dort durch Kunst zum Heulen gebracht werden sollen, „entmenschlicht" werden?

Infolge des an allen Kleist-Werken konsequent durchgeführten Betrachtungsaspektes kommt im Leser mit fortschreitender Lektüre immer stärker die Frage auf, ob Literatur nicht gelegentlich etwas mehr bieten kann als geistreiche Experimente, die philosophische Thesen in der (fiktiven) Lebenspraxis durchspielen, auf die Probe stellen oder zu Fall bringen. Greiners eiserne Konsequenz, die beinahe schon an Einseitigkeit grenzt, reduziert Kleists Texte auf Wiederholungen des Immergleichen; von Kants Philosophie her gesehen erscheinen sie als sekundär und vollständig ableitbar. Gegen diese m.E. etwas einseitige Kleist-Lektüren kann man Kant selbst ins Feld führen, der „das Schöne als das freie Moment an einem Gegenstand gedacht" hat (S. 10 f.), „das sich der Bestimmungsleistung des Verstandes entzieht und so auf das übergeordnete Vermögen zu Ideen verweist" (ebd.).

Greiner zitiert zwar ausgiebig Kant, hat die Konsequenzen seiner Philosophie aber anscheinend nicht immer beachtet. Er interpretiert am spannendsten, wo er auf forcierte philosophisch-begriffliche Festlegungen verzichtet und sowohl Kleist als auch sich selbst die Freiheit gönnt, die Kant für das Kunst-Schöne

reklamiert hatte. Beispielhaft ist die bereits erwähnte semiologische Interpretation des „Zebrochnen Kruges" jenseits von allen möglichen Kant-Bezügen.

Mit Kant allein lässt sich das Gesamtwerk von Kleist m.E. nicht erklären. Ihn mit dieser Ausschließlichkeit zu lesen, heißt ganz offensichtlich auch, Kleist gewissermaßen *gegen* Kleist zu lesen.

Imre Kurdi (Budapest)

Helbig, Gerhard/ Götze, Lutz/ Henrici, Gert/ Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. 2 Bde. Berlin, New York: de Gruyter, 2001 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 19.1 und 19.2) 1720 S.

Wie die Herausgeber (Gerhard Helbig als Gesamtkoordinator ab 1991 bis zu seiner Emeritierung, danach bis zur Veröffentlichung Hans-Jürgen Krumm) im Vorwort angeben, soll das vorliegende Handbuch aufzeigen, dass sich das Fach Deutsch als Fremdsprache „zwar gefestigt hat und konzeptionelle wie auch institutionelle Strukturen sich etabliert haben, dass die Entwicklung freilich noch keineswegs als abgeschlossen betrachtet werden kann" (S. VI). Dem kann man aus der ungarischen Perspektive nur beipflichten, denn auch die gegenwärtige Situation von DaF in Ungarn, die in dieser Rezension beispielhaft hervorgehoben wird, wäre ganz gut durch diese Anmerkung charakterisiert.

Im Einzelnen geht es im Handbuch um die Darstellung der konzeptionellen Entwicklung des Faches in Theorie und Praxis und seine unterschiedlichen Institutionalisierungen, um Forschungsstand und -methoden, um die interdisziplinären Bezüge zu den Referenzwissenschaften und schließlich um die Bedeutung des Faches für die verschiedenen Praxisfelder.

Das Handbuch will sich, wie angegeben wird, drei großen Herausforderungen stellen:

1. Der Neuorientierung der Germanistik in Mittel- und Osteuropa, vor allem in Bezug auf Praxisbezogenheit und Berufsorientierung der Studienangebote sowie professionelle Lehrerausbildung und die veränderte Rolle des Deutschen als Fremdsprache.
2. Dem Umstand, dass durch die EU die Grenzen transparent werden und dadurch auch die Mobilität der Studierenden und Lehrkräfte entscheidend verstärkt wird, wodurch sich der Unterschied zwischen DaF (Deutsch als Fremdsprache, in nichtdeutschsprachigen Ländern) und DaZ (Deutsch als Zweitsprache, in deutschsprachigen Ländern) immer mehr verwischt und der „Aspekt gesellschaftlicher wie individueller Mehrsprachigkeit" (S. VII) in den Vordergrund rückt.
3. Der Multikulturalität des deutschen Sprachraums, die durch die Migrationsbewegungen der letzten 40 Jahre entstanden ist und sozialpsychologische und soziokulturelle Aspekte in Sprache, Spracherwerb und Sprachvermittlung einbringt.

Das vorliegende Werk, das auf eine zehnjährige Entstehungszeit zurückblickt, kann ohne Übertreibung als mo-

numental bezeichnet werden, da es sowohl von seinem Umfang her als auch von der Zahl der darin versammelten Autoren (171) den Willen zur Vollständigkeit demonstriert und sicherlich zum Standardwerk, zur „Bibel", von Deutsch-als-Fremdsprache-Lehrenden avancieren wird. Der Preis von 696 Euro wird aber wohl viele davon abhalten, sich die Bände anzuschaffen.

Das Handbuch enthält 182 Artikel in 23 Kapiteln, die insgesamt drei große Schwerpunkte behandeln:

I. DaF in Lehre und Forschung, DaF-Geschichte und Konzeptionen des Fachs
II. Gegenstände des Faches DaF: Linguistik und DaF; Didaktik-Methodik: Lernen; Didaktik-Methodik: Lehren; Landeskunde und DaF; Literatur und DaF
III. Institutionen und Areale: Sprachenpolitik, DaF und Germanistik im fremdsprachigen Ausland

Dieser Aufbau soll am Beispiel von einigen Ungarn tangierenden Artikeln nun näher erläutert und exemplarisch dargestellt werden.

I. DaF in Lehre und Forschung, Geschichte und Konzeptionen des Faches

Einleitend kommen die Herausgeber zu Wort, fassen in Grundsatzartikeln das Wesentliche des Faches zusammen und geben einen Überblick über seine Struktur (*Helbig, Götze, Henrici, Krumm*) und die verschiedenen Ansätze: den linguistischen (*Götze, Helbig*), den didaktisch-methodischen (*Neuner*) und den landeskundlichen Ansatz (*Simon-Pelanda*).

Danach wird im Kapitel II die Geschichte des DaF-Unterrichts und des Faches aus verschiedenen Perspektiven erläutert: Aus der muttersprachlich-inländischen (Deutschland, Österreich, Schweiz) und aus der Perspektive nicht-deutschsprachiger Länder (für DaF-Unterricht: *Ammon*; für das Fach in Europa: *Altmayer*, für die außereuropäische Perspektive: *D. Rall.*) Hier finden sich bei Ammon und Altmayer Hinweise zur ungarischen Situation: Ammon (S. 68 ff.) geht auf die Situation des Deutschen als Fremdsprache weltweit ein, nicht ohne auch Ungarn ein eigenes Kapitel (S. 77 f.) zu widmen, das sich im Wesentlichen auf verschiedene Veröffentlichungen von Földes stützt, die historische Entwicklung und die Nationalitätenfrage streift, die besondere Bedeutung des Deutschen als Nachbar-, Wirtschafts- und Wissenschaftssprache hervorhebt, aber auch die zunehmende Bedeutung des Englischen anschneidet.

Altmayer (S. 124 ff.) beschäftigt sich mit der Perspektive des Faches im europäischen Rahmen, wobei den Besonderheiten der mittel- und osteuropäischen Entwicklung viel Raum gewidmet ist, vor allem dem Antagonismus zwischen der oft rein philologisch ausgerichteten, traditionellen Auslandsgermanistik und dem praxisbezogenen Fach DaF (S. 129 ff.). Interessant auch hier die besondere Hervorhebung Ungarns, das neben Großbritannien, Frankreich und den Niederlanden ein eigenes Kapitel (S. 135 ff.) einnimmt. Neben der Wiederholung von schon bei Ammon nachzulesenden Angaben wird hier eingehender auf Nationalitätenschulen und auf den Umbruch 1989 und die Neugestaltung der Studiengänge an der ELTE eingegangen. Vor allem scheint

es, nach einer etwa zehnjährigen Phase der „Entphilologisierung" (S. 129), in der es in erster Linie um eine rasche Ausbildung von Deutschlehrern zur Befriedigung der großen Nachfrage ging, nun offenbar wieder zu einer „Rephilologisierung" (S. 137) des Faches zu kommen: Die Abschaffung der dreijährigen DaF-Ausbildung an der ELTE dürfte hier ein erster, wesentlicher Schritt sein, ein Schritt, der sehr viel Unsicherheit bei den betroffenen Fachdidaktikern ausgelöst hat.

II. Gegenstände des Faches DaF: Linguistik und DaF; Didaktik-Methodik: Lernen; Didaktik-Methodik: Lehren; Landeskunde und DaF; Literatur und DaF

In diesem großen zweiten Teil des Handbuchs wird auf die linguistische Sicht von Sprachsystem, Sprachgebrauch, Texten, Varietäten und Kontrasten zwischen den Einzelsprachen (150 Seiten) eingegangen. Hier findet sich etwa – neben 22 anderen – auch eine Übersicht über kontrastive Analysen zwischen Deutsch und Ungarisch (*Brdar-Szabó*, S. 422 ff.), die jedoch wirklich nur eine Übersicht über den Forschungsstand gibt und keine, wie man etwa vermutet hätte, leserliche Zusammenfassung typischer (wenngleich nur oberflächlich behandelbarer) Unterschiede in den Systemen beider Sprachen. Hier wird der suchende Student/der interessierte Lehrer auf weiterführende Literatur verwiesen, was eigentlich schade ist, da auf den sieben dafür vorgesehenen Seiten sehr wohl verständliche, einführende Informationen zu Besonderheiten der Grammatik, Lexik und Morphologie des Ungarischen hätten gegeben werden können. Und da in der vorliegenden Übersicht in Textform sowieso nur zusammenfassende Hinweise auf die kontrastiven Forschungen gegeben werden, stellt sich die Frage, ob in diesem Bereich nicht eine noch kürzere kommentierte Bibliographie gereicht hätte.

Die folgenden Kapitel (S. 595 ff.), rund 600 Seiten lang, beschäftigen sich mit dem Lernen und Lehren, vor allem mit verschiedenen Aspekten des Zweitsprachenerwerbs (S. 654-761), somit auch mit DaM (Deutsch als Muttersprache), DaF und DaZ, mit Curriculumentwicklung und den zentralen Themen des Methodikunterrichts: Den methodischen Konzepten, der Rolle der Fertigkeiten, der Grammatik- und Wortschatzvermittlung usw. bis hin zum interkulturellen Lernen. Der Leistungskontrolle und -messung, den Materialien und Medien sowie Lehrern und Lernern sind eigene Kapitel gewidmet.

Im Kapitel „Materialien und Medien" (S. 1017 ff.) findet sich beispielsweise ein sehr aufschlussreicher Artikel zum Thema „Regionale Lehrwerke und Lehrmethoden" (*Breitung/Lattaro*, S. 1041 ff.), in dem das Konzept universalistischer Lehrbücher, die über Jahrzehnte den Deutschunterricht in aller Welt geprägt haben, einem regionalistischen Konzept gegenübergestellt wird, das regionale Lerntraditionen, gesellschaftspolitische und kontrastive Aspekte etc. berücksichtigt. Gerade in diesem Bereich ist Ungarn ja mit einer Fülle von Veröffentlichungen (z.B. zuletzt das Mittelstufenlehrwerk „Deutsch mit Grips" von Szablyár u.a.) beispielgebend.

Ein anderes, für die ungarische DaF-Situation sehr wesentliches Thema, sprechen *Krumm/Legutke* (S. 1123 ff.) mit einem Artikel über die Aus- und Fortbildung von Lehrerinnen und Lehrern an, in dem neben deutschen und österreichischen Beispielen auch wieder der Umbruch im Fremdsprachensektor in Mittel- und Osteuropa zur Sprache kommt, die Russischlehrerumschulung, die Etablierung von Kurzstudiengängen in Ungarn (S. 1125) und die Konzepte zur sprachpraktischen und -didaktischen Ausbildung, an deren Etablierung Krumm wesentlich beteiligt war. Im Bereich der LehrerInnenfortbildung sprechen sich die Autoren mehrmals gegen „Top-Down-Konzepte" (S. 1134) aus und plädieren für eine intensive Integration der Lehrerwünsche und -erfahrungen, also für „Bottom Up – Konzepte", in denen die Lehrpersonen aktiv mitgestalten können.

Auch im Artikel „Lehren und Lernen von Deutsch als Fremdsprache in der europäischen Auslandsgermanistik" von *Rösler* (S. 1150 ff.), in dem es im Wesentlichen um Modelle universitären Lehrens und Lernens geht, wird auf das Budapester Beispiel ELTE-Germanistik, Bereich Fachdidaktik, u.a. von Petneki/Schmitt/Szablyár 1994 beschrieben, hingewiesen (S. 1150).

Der Landeskundeforschung und -vermittlung sind im Folgenden rund 180, der Literatur – hier im Wesentlichen als Textsorte im DaF-Unterricht behandelt – nur etwa 20 Seiten gewidmet. In seinem Artikel „Landeskunde in der europäischen Auslandsgermanistik" (S. 1323 ff.) geht *Byram* vor allem auf die westeuropäische Entwicklung ein, verweist aber auch auf die neuen Curricula in den mittel- bzw. osteuropäischen Ländern, die die Landeskunde systematisch einbeziehen (S. 1321).

III. Institutionen und Areale: Sprachenpolitik, DaF und Germanistik im fremdsprachigen Ausland

Im dritten großen Teil des Handbuchs (S. 1361 ff.) gibt wiederum *Ammon* eine Zusammenfassung über „Die Verbreitung des Deutschen in der Welt" (S. 1368 ff.), in der noch einmal Ungarn als hervorragendes Beispiel gezeichnet wird. Ammon präsentiert u.a. eine Erhebung aus dem Jahr 1991, die sich auf verlangte Fremdsprachenkenntnisse in Stellenausschreibungen in Zeitungen bezieht, worin Ungarn mit Deutsch an erster Stelle, vor Polen und Frankreich, liegt (S. 1375).

Diese Erhebung erwähnt auch *Paul* in seinem Artikel „Deutschunterricht und Germanistikstudium in Ungarn" (S. 1544 ff.) auf Seite 1550 – eine im Übrigen empfehlenswerte, klare Zusammenfassung der ungarischen Situation, die nicht erst seit der Wende 1989 geprägt ist von einer für den Außenstehenden schwer zu durchschauenden, sehr wechselhaften Entwicklung mit vielen Fragezeichen.

Doch vielleicht ist es gerade diese Dynamik, die mit EU, neuen nationalen Grundlehrplänen, einem reformierten Abitur oder kurzlebigen Kurzstudiengängen, die allen Betroffenen nicht nur Verwirrung bereiten, sondern auch Hoffnung gibt auf eine längerfristige Konsolidierung des Faches DaF und

seiner unter ökonomischen und sozialen Druck geratenen hauptsächlichen Repräsentanten, den Lehrerinnen und Lehrern.

Pauls Artikel über Ungarn ist einer von 40, die auf den letzten 260 Seiten des Handbuchs Deutschunterricht und Germanistikstudium im fremdsprachigen Ausland beschreiben. Abgerundet werden die zwei Bände schließlich noch mit einem Namen- und einem Schlagwortverzeichnis.

Mit diesem Ungarn-spezifischen Blick auf das Handbuch konnte natürlich nur ein kleiner Ausschnitt der beiden umfangreichen Bände abgedeckt werden. Für alle DaF-LehrerInnen, -StudentInnen und -Interessierte jedenfalls, die sich Zugang zu diesem bisher noch wenig verbreiteten und bekannten Standardwerk verschaffen können, sei es jedenfalls aufgrund seiner Vielfältigkeit, Ausführlichkeit und seines richtungweisenden Charakters uneingeschränkt empfohlen.

Walter Thalhammer (Budapest)

Hennig, Mathilde: Welche Grammatik braucht der Mensch? Grammatikenführer für Deutsch als Fremdsprache. Unter Mitarbeit von Carsten Hennig. München: iudicium, 2001. 216 S.

Mathilde Hennig hat – unter Mitarbeit von Carsten Hennig – einen „Grammatikenführer für Deutsch als Fremdsprache" (im Folgenden: *GFDaF*) vorgelegt und damit eine neue Textsorte in die DaF-Literatur eingeführt. Dass ein solcher „Wegweiser durch die Grammatikenlandschaft" (S. 8) im Bereich Deutsch als Fremdsprache ein dringendes Desiderat ist, haben die Autoren in ihrer Einleitung zu Recht mit der Vielzahl der in den letzten zehn Jahren auf dem DaF-Markt erschienenen Grammatiken begründet.

Die Autoren legen zunächst in einer Einleitung (S. 8-13) Rechenschaft ab über Anliegen, Zielgruppe und Aufbau des Buchs sowie über die Kriterien für die Auswahl der besprochenen Grammatiken. Der Leser erfährt, dass als Adressaten des *GFDaF* vor allem Lehrer (auch angehende), Lehrbuchautoren und Autoren von didaktischen Grammatiken anvisiert sind. Die Autoren verstehen ihr Buch zudem als Beitrag zum Aufbau einer „Grammatik*en*didaktik im Hochschulbereich" (S. 9). Der Aufbau des *GFDaF* beruht auf einer Grobeinteilung der besprochenen Werke in „didaktische" und „linguistische" Grammatiken, wobei die didaktischen Grammatiken noch einmal nach dem Sprachstand der angesprochenen Lerner in Grammatiken für die Grund-, Mittel- und Oberstufe unterteilt werden. Die Autoren weisen mit Recht darauf hin, dass die Abgrenzung von „didaktisch" und „linguistisch" eine nach wie vor ungelöste theoretische Frage darstellt und nehmen als „pragmatisches" Kriterium, ob die Grammatik „direkt für Deutsch als Fremdsprache geschrieben" (S. 10) wurde oder ob sie DaF als eine neben anderen Zielgruppen betrachtet. Berücksichtigt wurden Werke, die den folgenden (Negativ-)Kriterien genügten: Derzeit auf dem deutschen Markt erhältlich, keine Stichwortgrammatiken oder tabellarische

Übersichten, keine reinen Übungsbücher, keine Grammatiken, die v.a. für Muttersprachler geschrieben wurden, keine kontrastiven Grammatiken (S. 12 f.).

Die insgesamt 13 didaktischen und 9 linguistischen Grammatiken, die im *GFDaF* besprochen werden, werden jeweils anhand eines Kriterienkatalogs analysiert, wobei die beiden Kataloge sowohl gemeinsame als auch – nach der Spezifik der beiden Haupttextsorten – unterschiedliche Fragen enthalten. Es spricht für das methodologische Bewusstsein der Autoren, dass sie den Leser über Vor- und Nachteile der Verwendung von Kriterienkatalogen bei der Bewertung der Werke und auf mögliche Gefahren wie Vorspiegeln von (Schein-) Objektivität hinweisen (S. 11 f.).

Die beiden Kriterienkataloge bzw. die „Arbeitsfragen zur Einordnung und Bewertung der Grammatiken" werden zunächst als solche präsentiert (S. 14-17) und dann ausführlich kommentiert (S. 18-31). Sie umfassen die Aspekte A. Konzeption, B. Aufbau, C. Darstellungsweise, D. Beispiele, E. Didaktisierung (bei den didaktischen Grammatiken) bzw. Umsetzung (bei den linguistischen Grammatiken), F. Layout (bei den didaktischen Grammatiken) bzw. Wissenschaftlichkeit (bei den linguistischen Grammatiken) und G. Bewertung und Einordnung. Eine Kommentierung der Arbeitsfragen ist deshalb notwendig, weil nicht bei allen Fragen klar sein dürfte, was genau die Autoren jeweils untersucht haben.

Der Hauptteil des Buches (S. 32-207) ist dann den konkreten Einzelanalysen in der oben beschriebenen Reihenfolge und Gliederung gewidmet. Ein Rezensionsverzeichnis (S. 208-211) und eine Auswahlbiographie (S. 212-216) beschließen den Grammatikenführer.

Die Autoren werden ihrem Anspruch, Orientierungshilfe in der Grammatikenlandschaft zu leisten, weitgehend gerecht. D.h. der interessierte Leser kann sich mit Hilfe des *GFDaF* einen guten Überblick verschaffen über die zur Zeit auf dem Markt befindlichen Grammatiken und erhält brauchbare und zuverlässige Informationen über deren Konzeption, Anspruch und Ausführung. Dabei erscheint mir die Auswahl der Grammatiken sowohl der „didaktischen" als auch der „linguistischen" als repräsentativ und – nach den selbst auferlegten Kriterien – einigermaßen vollständig. Freilich hätte Heringers rezeptives Hauptwerk *Lesen lehren lernen* (1988) – m.E. eine der innovativsten linguistischen Grammatiken – ruhig in der Kategorie „linguistische Grammatik" besprochen werden sollen. Und auch ein Kaliber wie die Helbig/Buscha-Grammatik hätte vielleicht doch angemessener in der Sparte „linguistische Grammatik" behandelt werden sollen, auch wenn sie sich selbst als „Grammatik für den Fremdsprachenunterricht" einstuft.

Trotz des positiven Gesamteindrucks des *GFDaF* gibt es auch problematische Stellen, und zwar vor allem beim Kriterium E. Didaktisierung (mit den Teilfragen: *E 1 Auf welche Weise wird berücksichtigt, dass es sich um eine didaktische Grammatik handelt? E 2 Werden – aus didaktischen Gründen – Vereinfachungen vorgenommen? E 3 Inwiefern wird versucht, den Stoff verständlich und evtl. auch angenehm zu präsentieren?)*, also bei der Behandlung des so genannten „didaktischen Filters". Zwar weisen

die Autoren in ihrer Kommentierung des Kriterienkatalogs darauf hin, dass dem Stand der Fachdiskussion entsprechend –Didaktisierung nicht einfach Verkürzung oder Vereinfachung bedeutet, sondern ein vielschichtiges Phänomen ist" (S. 24) und dass sie versuchen wollen zu zeigen, wie „die Autoren den (...) ‚didaktischen Filter' ansetzen" (ebd.), aber gerade dadurch, dass die Operationalisierung des „didaktischen Filters" sich überwiegend auf die Angaben der Grammatikautoren selbst stützt, entsteht der Eindruck einer gewissen Beliebigkeit. So ergibt eine Querlektüre durch die E1-Abschnitte, dass die dort angeführten Didaktisierungsmerkmale zum Teil so selbstverständlich für „didaktische" Grammatiken sind, dass sie nicht erwähnt zu werden bräuchten (z.B. Stoffauswahl und -anordnung; S. 36, 49, 55 u.a.). Andere wie „leichte Verstehbarkeit" (S. 43, 49, 113) oder „gute Handhabbarkeit" (S. 113) stellen kaum mehr als wertende Einschätzungen der Verfasser dar, und wiederum andere – etwa Verwendung der traditionellen Terminologie (S. 49, 106, 120), oder „Verzicht auf aufwendige authentische Beispiele" (S. 106) – sind innerhalb der Didaktik zu umstritten, als dass sie einfach als Ausprägung des didaktischen Filters angesehen werden könnten.

Bei der Teilfrage E2 fällt auf, dass „Vereinfachung" von den Verfassern meist als Stoffreduktion verstanden wird. Dies dürfte aber der Komplexität des Phänomens bei weitem nicht gerecht werden. So wird z.B. auf Verfahren, mit denen die Grammatikautoren komplexe Regeln vereinfachen, kaum eingegangen. Auch die Behandlung von E3 habe ich als wenig ergiebig empfunden, nicht nur weil hier solch unterschiedliche Phänomene wie Verständlichkeit und das Bestreben nach angenehmer Darbietung in einer Frage behandelt werden, sondern auch weil der sicherlich schwer fassbare Begriff der Verständlichkeit nicht einmal ansatzweise expliziert wurde.

Schließlich möchte ich noch einen argumentationslogischen Einwand gegen die Behandlung des Phänomens der Didaktisierung im *GFDaF* vortragen: Die gewählte Gliederungslogik des Kriterienkatalogs suggeriert, dass Didaktisierung – als *ein* Kriterium für die Beschreibung und Beurteilung der didaktischen Grammatiken neben anderen – weitgehend unabhängig von diesen anderen Hauptkriterien Konzeption, Aufbau, Darstellungsweise (v.a. Terminusgebrauch), Beispiele und Layout behandelt werden könne. Dies scheint mir weder sinnvoll noch möglich zu sein. Tatsächlich enthalten die E-Abschnitte oft redundante Informationen, die sich auch in der Behandlung der anderen Kriterien wiederfinden. Vielleicht könnten die Autoren überlegen, ob sie in künftigen Auflagen das Didaktisierungskapitel auf die anderen Teilkapitel „umschichten".

Auch bei der Besprechung der „linguistischen" Grammatiken gelingt es den Autoren zumeist ein zutreffendes Bild der jeweiligen Grammatik und ihrer Besonderheiten zu entwerfen – soweit ich dies für die Grammatiken beurteilen kann, die ich kenne. Bei der Beschreibung der Engel-Grammatik kommt m.E. die fundamentale Rolle des Dependenz-Konzepts zu kurz und die besonders eingehende Behandlung von Wortfolge-Regularitäten wäre vielleicht eine Er-

wähnung wert gewesen. Auch das Anliegen der Weinrich-Grammatik habe ich partiell anders verstanden. Aber solche divergierenden Sichtweisen sind vermutlich bei einem solchen Unternehmen unvermeidlich. Dessen waren sich auch die Autoren bewusst, die in Richtung der von ihnen Besprochenen formulieren: „Falls Sie ... der Meinung sind, wir hätten Ihr Anliegen oder Teile Ihrer Grammatik falsch verstanden, so sind wir für Ihre Hinweise dankbar" (S. 9). Ich denke, dass sich solche Hinweise in überschaubarem Rahmen halten werden.

Fazit: Trotz einiger konzeptioneller Schwächen – vor allem im Bereich der „Didaktisierung" – stellt der *GFDaF* einen großen Gewinn für den DaF-Bereich dar. Er gehört in jede Institutsbibliothek und in jedes DaF-Lehrerzimmer.

Gunther Dietz (München)

Hessky, Regina: Deutsch-Ungarisches Handwörterbuch. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó – Grimm Kiadó 2000. 1501 S.

Das von Regina Hessky herausgegebene deutsch-ungarische Handwörterbuch [Nationaler Lehrbuchverlag und Grimm-Verlag 2000, im Weiteren: Handwörterbuch] nimmt sich vor, einen Wendepunkt in der bisherigen Wörterbuchtradition anzusteuern, und zwar „auf inhaltlich-konzeptioneller Ebene nach vierzig Jahren ein neues Programm in Ungarn" in die Wege zu leiten (Hessky 2000, Vorwort der Verleger). Diese Zielsetzung ist nicht eben bescheiden, zumal die deutsch-ungarischen Wörterbücher von Előd Halász vierzig Jahre lang ein Wörterbuchmonopol innehatten und hoffnungslos veraltet waren. Das von Csaba Földes und Pál Uzonyi überarbeitete deutsch-ungarische Großwörterbuch von Előd Halász [Akadémiai Kiadó Budapest 1998, im Weiteren: Halász-Földes-Uzonyi] konnte dem Handwörterbuch aus zeitlichen Gründen nicht als Vorlage dienen.

Wie aus dem Vorwort der Verleger hervorgeht, weicht bereits die Zielgruppe des Handwörterbuches insofern von der früheren deutsch-ungarischen Wörterbücher ab, als es ausschließlich ungarische Muttersprachler ins Auge fasst, die bereits Deutsch lesen oder aus dem Deutschen übersetzen können oder sich mit der Aneignung der deutschen Sprache intensiv beschäftigen. Dabei nimmt das Handwörterbuch von Hessky auf die Bedürfnisse und Gewohnheiten der ungarischen Wörterbuchbenutzer weitgehend Rücksicht; so findet der Benutzer nicht nur die ungarischen Äquivalente der deutschen Lemmata, sondern auch zahlreiche grammatische, gelegentlich auch phonetische Informationen.

Das Handwörterbuch verwendet die 1998 eingeführte neue deutsche Rechtschreibung. Da das neue Regelwerk in zahlreichen Fällen alternative Schreibweisen ermöglicht, hielt Hessky es für notwendig, relativ viele orthographische Hinweise ins Wörterbuch aufzunehmen. Sind nach den neuen Rechtschreibregeln zwei Schreibweisen zulässig, findet der Benutzer entweder doppelte Lemmata

(z.B. *zugrunde, zu Grunde*) oder orthographische Verweisartikel vor. Ebenfalls enthalten sind Hinweise auf die alte Rechtschreibung. Dazu gibt Hessky im Vorwort des Handwörterbuchs (Hessky 2000, IX) als Beispiel die Lemmata *Gemse* und *Gämse* an, wobei jedoch im eigentlichen Korpus das Lemma *Gemse* nicht zu finden ist.

Die Benutzerfreundlichkeit des Handwörterbuches wird bereits durch die Einführung in die Benutzung des Werkes offensichtlich. Die Einführung umfasst konkrete Informationen über den Aufbau einzelner Mikrostrukturen sowohl inhaltlicher als auch typographischer Art. Sie enthält weiterhin phonetische Symbole sowie die im Wörterbuch benutzten Abkürzungen, und zwar übersichtlich aufgegliedert (grammatische Abkürzungen, Stilebenen, regionale Einstufung, Fachbereiche und sonstige Abkürzungen). Der Einführung folgt eine Tabelle der unregelmäßigen deutschen Verben. Schließlich wird der Aufbau einzelner Mikrostrukturen anhand von konkreten Beispielen demonstriert.

Das Handwörterbuch strebt an, „einen aktuellen Wortschatz zu erfassen, der die gesprochene Sprache wiedergibt" (hinteres Deckblatt) und enthält nach Angaben der Herausgeber ca. 40.000 Lemmata, 90.000 Äquivalente, 60.000 Beispiele und Übersetzungen. Die Makrostruktur zeigt einen der Tradition entsprechenden strikt alphabetischen Aufbau, wobei die Homonyme, mit arabischen Zahlen durchnummeriert, gesondert lemmatisiert werden.

Das Werk wird seiner Zielsetzung, was die Aktualität des Wortschatzes anbelangt, auf jeden Fall gerecht. So gibt es mehrere Lemmata, die in früheren deutsch-ungarischen Wörterbüchern, z.B. im Halász-Földes-Uzonyi, nicht vorhanden sind, vgl.: *Altbundeskanzler, Atomkraftgegner, Atomwaffensperrvertrag, Feuerzangenbowle, Pin-up-Girl, Richtgeschwindigkeit, Sexualtäter, Volontariat, Vollwertkost.*

In die Makrostruktur haben neben verschiedenen Stilebenen auch regionale Varianten Eingang gefunden. Die Anzahl der gesondert angegebenen Fachbereiche beträgt 92, darunter einige, die in früheren Wörterbüchern nicht eigens aufgeführt wurden, z.B. Fernsehen, Kartenspiele, Kernphysik, Tennis usw.

Mikrostrukturell weicht das Handwörterbuch stark von früheren deutsch-ungarischen Wörterbüchern ab, wobei, wie bereits erwähnt, den Benutzern der komplexe Strukturaufbau erklärt wird. Das Handwörterbuch gliedert die Mikrostrukturen in drei Teile, und zwar in Informationen, die das ganze Lemma betreffen, Informationen, die einzelne Bedeutungen des Lemmas betreffen (wobei bei mehr als einem Äquivalent die Informationen mit arabischen Zahlen durchnummeriert werden), und schließlich einen angehängten Teil für Phraseologismen, die auch typographisch markiert sind.

Die zu den einzelnen Lemmata angegebenen Informationen sind umfangreicher als in den früheren einschlägigen Wörterbüchern. So werden in den betonten Silben die langen und kurzen Vokale und darüber hinaus sogar die Silbengrenzen markiert, was ein Novum in der bisherigen Wörterbuchtradition darstellt. Eine von der allgemein gültigen deutschen Aussprache abweichende Aussprachevariante eines Lemmas wird ebenfalls angegeben. Den phonetischen

folgen wortartabhängige grammatische Informationen, die sich durch Benutzerfreundlichkeit auszeichnen. So sind bei Verben neben den Valenzverhältnissen die entsprechenden grammatischen Formen vollständig ausgeschrieben und nicht abgekürzt angegeben, wie z.B. bei starken Verben die entsprechenden Präterital- und Perfektformen sowie das für die Bildung des Perfekts notwendige Hilfsverb. Weiterhin wird das Lemma, ebenfalls typographisch markiert, einer Wortart zugeordnet, und hinsichtlich der Stilebene, des Fachbereichs oder der regionalen Verwendung mit kommunikativ-pragmatischen Markierungen versehen. Letztere tragen viel zur praktischen Anwendbarkeit des Handwörterbuchs bei, da sie recht konsequent verwendet werden. So waren einige Lemmata aufzufinden, die im Unterschied z.B. zum Wörterbuch von Halász-Földes-Uzonyi markiert sind, vgl.: *hinterher sein* <vertr.>, *fingieren* <gehoben>, *Esprit* <Bildungsspr. >, *Tunke* <Gastr.>, *Nonplusultra* <häufig ironisch oder scherzhaft>, *Kanton* <CH>, *Oberlandesgericht* <D>.

Die ungarischen Äquivalente der deutschen Lemmata sind mit arabischen Zahlen durchnummeriert und durch semantische Glossen in ihren Verwendungsmöglichkeiten eingeschränkt. Die semantische Glossierung des Handwörterbuchs weicht stark von der der früheren deutsch-ungarischen Wörterbücher ab, indem sie als Gliederungsprinzip der Mikrostrukturen dient und auch typographisch hervorgehoben wird. Der Gebrauch der Äquivalente wird häufig anhand von Beispielen und auch Kollokationen demonstriert. Die Reihe der zu den einzelnen Äquivalenten angegebenen Informationen wird an manchen Stellen sogar durch die jeweils gebräuchlichen Abkürzungen abgerundet, z.B. *Freikörperkultur* [...] NB: Abkürzung *FKK*. Bei Realien zeigt das Handwörterbuch ebenfalls Kompetenz, indem es die Aufnahme unübersetzbarer Stichwörter nicht scheut und hierzu auch präzise Erklärungen bietet, z.B. *Feuerzangenbowle* ‚vörösborból, rumból és gyümölcsléből készült bólé, melyre tűzfogószerű tárgyba fogott, meggyújtott cukorsüvegből karamell csöpög'; *Radler* ‚sör és limonádé keverékéből készült ital'; *Rückrufaktion* ‚a gyártó által közreadott felhívás, hibás termékének visszavitelére/bevonására'; *Weißwurst* ‚fehér színű, borjúhúsból készült virsli(féleség)'.

Gut gelungen ist auch die Erleichterung des Umgangs mit Phraseologismen, indem diese, typographisch gesondert markiert, den jeweiligen Wörterbuchstrukturen angehängt werden. Die Regel der Aufnahme von Phraseologismen unter die jeweiligen Lemmata, z.B. unter das Nomen oder unter das erste Nomen eines Phraseologismus, kann der Benutzer dem Vorwort entnehmen. Trotz mehrmaligen Nachschlagens waren in dieser Hinsicht keine Inkonsequenzen zu entdecken. Auch bei den Äquivalenten fanden sich keine fehlerhaften Übersetzungen, im Gegenteil, manche der in früheren einschlägigen Werken auffindbaren Fehler wurden hier vermieden, bzw. korrigiert. So wird hier z.B. das Sprichwort *Steter Tropfen höhlt den Stein* nicht mit *Lassú víz partot mos*, wie in den Wörterbüchern von Halász und Halász-Földes-Uzonyi übersetzt, sondern umschrieben als *a kitartó munka meghozza gyümöl-*

csét, da es sich hierbei schließlich um ein Sprichwort handelt, das kein vollständiges Äquivalent im Ungarischen hat.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass das Handwörterbuch von Regina Hessky einen willkommenen Richtungswechsel in der Wörterbuchtradition der deutsch-ungarischen Wörterbücher darstellt. Das Werk zeichnet sich durch besondere Benutzerfreundlichkeit aus, sowohl bei der Auswahl der Lemmata in den Wörterbuchkorpus, als auch hinsichtlich der Verwendung zahlreicher lexikographischer Mittel bei der Präzisierung der einzelnen Äquivalente. Beide lassen auf einen ungeheuren Energieaufwand und auf die Kompetenz der Herausgeber schließen. Durch die klare Definition einer ungarischen Zielgruppe hält der Benutzer ein für ungarische Muttersprachler bestens geeignetes Nachschlagewerk in der Hand, das allerdings den Bedürfnissen deutscher Benutzer nur ziemlich eingeschränkt gerecht wird. Dies mindert nicht seinen Wert, denn theoretisch betrachtet ist es kaum möglich, ein gutes Wörterbuch zu schaffen, das den Bedürfnissen beider Benutzergruppen gleichermaßen gerecht würde. Daher ist es nicht als Kritik, sondern eher als Anregung zu verstehen, die hervorragende Arbeit um die Sprachrichtung Ungarisch-Deutsch und auf eine deutschsprachige Benutzergruppe zu erweitern. Bedarf bestünde durchaus: Im zusammenwachsenden Europa des 21. Jahrhunderts sind Fremdsprachenkenntnisse vielleicht wichtiger als je zuvor, und mittlerweile ist, was das Interesse für die ungarische Sprache anbelangt, soweit ich es beurteilen kann, auch eine west-östliche Richtung zu beobachten.

Rita Fejér (München)

Hundt, Markus: „Spracharbeit" im 17. Jahrhundert. Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz. Berlin, New York: de Gruyter, 2000 (= Studia linguistica Germanica 57). 499 S.

Die Gründe dafür, dass sich das 17. Jahrhundert erst vor kurzem als lohnender Forschungsgegenstand der Sprachwissenschaft zu etablieren begann, sieht der Verfasser der vorliegenden Habilitationsschrift erstens in dem rezeptionserschwerenden Duktus („Kanzleistil") der in diesem Zeitraum entstandenen Texte, zweitens in der größeren sprachhistorischen Relevanz des 16. und 18. Jahrhunderts, und drittens in der dreifachen Stigmatisierung dieser Zeit. Stigmatisiert worden sei dieses Jahrhundert einerseits durch das Gottsched'sche aufklärerische Sprachdenken, andererseits durch die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, aus deren Blickwinkel die sprachtheoretischen Auffassungen des 17. Jahrhunderts als vorwissenschaftlich und spekulativ erschienen sein mochten, und nicht zuletzt durch den Sprachpurismus des 19. Jahrhunderts, dessen Vertreter – um ihre nationalistische Argumentationsweise zu unterstützen – häufig auf fremdwortkritische Äußerungen aus dem

17. Jahrhundert zurückgriffen. Die kritische Haltung gegenüber fremden Wörtern im 17. Jahrhundert sei aber nur eine der Legitimationsstrategien gewesen, deren sich Sprachdenker der Zeit bedienten, um die deutsche Sprache als „ebenbürtig neben den prestigeträchtigen Sprachen Europas" (S. 452) sehen zu können. Der Beweggrund, der nach Hundt die damalige „Spracharbeit" motivierte, bestand darin, das vermeintliche Defizit des Deutschen zu kompensieren, und einen sog. „Kulturanschluss" zu ermöglichen. Unter dem Begriff „Spracharbeit" lassen sich folglich all die (mehr als philologischen) Tätigkeiten erfassen, die auf die Hebung des Ansehens der deutschen Sprache, auf ihren Ausbau und ihre Vereinheitlichung gerichtet waren.

Eine andere Aufwertungsstrategie des Deutschen habe sich in dem „Altersargument" (S. 254) geäußert, d.h. in dem Versuch, das Deutsche als eine der ältesten Sprachen (die beim Turmbau zu Babel entstanden waren) herzuleiten. Dieser Auffassung liegt der damals übliche Analogieschluss zugrunde, demzufolge vom Alter einer Sache auf deren Wert geschlossen werden könne. Neben diesem historischen Argument stellt Hundt auch sprachsystembezogene Argumente vor, so z.B. die Vielfalt der Stammwörter in der deutschen Sprache und die unendliche Kombinationsmöglichkeiten derselben in Derivation und Komposition. Die dritte Art der Legitimationsstrategien ist außersprachlicher Natur und besteht in der Einsicht, dass alle Erkenntnisse über Natur und Welt in den Sprachen verborgen liegen. Zwar wurde diese Funktion anderen Sprachen auch nicht abgestritten, aber man glaubte aufgrund der vermeintlichen Unveränderheit des Deutschen (Nähe zur Ursprache), dass die „erkenntniskonstitutive Funktion" (S. 268) in der deutschen Sprache noch besser zur Geltung komme. Die vermutete Nähe zur Ursprache versuchte man auch dadurch zu beweisen, dass immer wieder für eine (zumindest onomatopoetisch) motivierte, natürliche Verbindung zwischen Wörtern (bzw. Lauten) und den bezeichneten Sachverhalten plädiert wurde. Diese Überlegungen, die Hundt zusammenfassend „ontologisierenden Sprachpatriotismus" (S. 47) nennt, bildeten den theoretischen Hintergrund der Spracharbeit im 17. Jahrhundert.

Als Protagonisten der Spracharbeit stellt Hundt drei maßgebende Sprachdenker vor, unter denen er für den wichtigsten den auch als Literat und Poet bekannten Georg Philipp Harsdörffer hält, dessen Werke v.a. von literaturwissenschaftlicher Seite gut erforscht sind. Er habe am meisten zur Formulierung des Sprachprogramms („Schutzschrift für die Teutsche Sprache", „Specimen Philologiæ Germanicæ") und zu dessen praktischer Umsetzung beigetragen. Spracharbeit als globale Textfunktion ließe sich nicht nur in seinen sprachreflexiven Werken, sondern auch in seinen populärwissenschaftlichen Texten, Exempelsammlungen, religiös-erbaulichen Texten usw. erkennen.

Der Anteil Justus Georg Schottelius' an der Spracharbeit war nach Hundt in mehreren Bereichen beachtlich, nämlich in der Sprachfundierung (gemeint ist die „Ausführliche Arbeit von der Teutschen HaubtSprache", die als Aus-

gangsbasis aller Sprachreflexion der Zeit diente), der Sprachlegitimation, die von der Konzeption der „Ausführlichen Arbeit" nicht zu trennen sei, und der Sprachdemonstration, worunter die Sprachbeispiele und Sprachanmerkungen verstanden werden, die alle seine Texte durchziehen. Ein bedeutsames Diskussionsforum der Sprachinteressierten habe damals die angesehene Fruchtbringende Gesellschaft gebildet, in deren Rahmen in erster Linie durch Übersetzungsarbeit und Briefdiskussionen (v.a. über Orthographie und lexikographische Programme) den Zielen wie Legitimation, Erforschung und Verbreitung der deutschen Sprache nachgegangen wurde. All das war aber dem Bestreben untergeordnet, an ausländischen Beispielen orientierte ethische und kulturelle Werte zu vermitteln.

Als ein dritter Vertreter der Spracharbeit wird Christian Gueintz angeführt, der wegen des rezeptionserschwerenden Aufbaus seiner Grammatik („Deutscher Sprachlehre Entwurff") von der Fruchtbringenden Gesellschaft missachtet und in Vergessenheit geraten sei. Hundt zielt nicht auf Gueintz' Rehabilitierung ab, sondern er demonstriert an der misslungenen Rezeption der Gueintz'schen Grammatik, welch großes Hindernis ein nichtadressatengerechter Textaufbau bei der Vermittlung der Spracharbeit bedeuten konnte.

Außer der Vorstellung der zeitgenössischen Sprachauffassungen (Kap. 3), vierer Programmschriften („Schutzschrift für die Teutsche Spracharbeit", „Specimen Philologiæ Germanicæ", „Lobreden von der Uhralten Teutschen HaubtSprache", „Sieben Traktate" in Kap. 4) und der Protagonisten der Spracharbeit (Kap. 5.) bildet auch die Veranschaulichung der praktischen Seite der Spracharbeit einen Schwerpunkt der Darstellung. Den Kapiteln 6-10, welche die sprachsystematischen Ebenen der Spracharbeit in der Reihenfolge ‚Laute und Buchstaben', ‚Wortforschung', ‚Sonderformen der Spracharbeit', ‚Phraseologismen' (Syntagmen), ‚Textsorten und kommunikative Pragmatik' einzeln beschreiben, ist jeweils ein Beitrag namens „Anwendungsfelder" angeschlossen, in dem konkrete Verfahren der Spracharbeit auf der betreffenden Ebene (z.B. Sprachspiele, Assoziationsketten, Worträtsel) präsentiert und analysiert werden.

Zur Gewichtung der sprachwissenschaftlichen Interessen im 17. Jahrhundert stellt Hundt fest, dass der Ebene der Wortforschung (Kap. 7) innerhalb der Grammatikschreibung eine ungleich größere Rolle zukam als den anderen sprachsystematischen Ebenen. Der Begriff der „Wortforschung", aus dem lateinischen *etymologia* verdeutscht, sei wesentlich weiter gefasst gewesen als der moderne Etymologie-Begriff: Neben Rekonstruktion der ursprünglichen Wortbedeutung und Rückverfolgung der Änderungen an der Wortform habe man auch Fragen der Wortbildungs- und Flexionsmorphologie sowie Spekulationen über die Signifikate mitverstanden. Während aus heutiger Sicht dieses letztere Verfahren recht abenteuerlich erscheint, habe es im 17. Jahrhundert als Ausgangspunkt beinahe aller Legitimationsstrategien gedient, zumal es auch als geeignetes Mittel für die Rekonstruktion der ursprünglichen Formen der gesamten Sprache verstanden wurde. Den wesentlichen Teil der Bedeutung

eines Wortes glaubte man im sog. Stammwort gefunden zu haben, im unteilbaren, atomaren Urelement, welches den Grundbaustein für Flexion und Wortbildung bildete, und von welchem man annahm, dass es eine konstitutive Rolle beim Aufbau der Ursprache spielte.

Im 17. Jahrhundert standen neben den Stammwörtern die Laute und Buchstaben (Kap. 6) im Mittelpunkt des Sprachdenkens. Obwohl auch andere Sprachebenen in zeitgenössische Grammatiken Eingang fanden, wurde diesen weit weniger Bedeutung beigemessen. Syntax beispielsweise habe man einfach als Zusammenfügung der Stammwörter verstanden, als Zusatz zur „Wortforschung". Phraseologismen (Kap. 9), zu denen damals nur Sprichwörter, lehrhafte Sentenzen und Redensarten zählten, galten insofern als bedeutungsvoll, als an ihnen die erkenntniskonstitutive Funktion am besten veranschaulicht werden konnte. Textsorten und kommunikative Pragmatik (Kap. 11) bildeten noch keinen Gegenstand der Sprachbeschreibung, sehr wohl aber den der Spracharbeit: v.a. wohlgelungene Gesprächs- und Diskussionsformen wurden popularisiert, um die Leser zur Nachahmung anzuregen.

Es ist Hundt zuzustimmen, dass die Wende in der Sprachreflexion, die sich im 17. Jahrhundert vollzog, trotz offensichtlicher Mängel im wissenschaftlichen Paradigma und der Anlehnung an das scholastische Denken und Argumentieren des Mittelalters einschneidend war. Die Legitimation der deutschen Sprache kann mit Recht als eine unabdingbare Voraussetzung jeglicher späteren linguistischen Beschäftigung betrachtet werden. Diese erschöpfende, facettenreiche und nicht zuletzt auch sehr interessante Beschreibung der Spracharbeit im 17. Jahrhundert basiert auf fundierten Kenntnissen der einschlägigen Fachliteratur. In Kap. 2 werden nicht nur die bisherigen Forschungsschwerpunkte zum 17. Jahrhundert, sondern auch weitere Forschungsdesiderata vorgestellt. Die übersichtliche Gliederung der Arbeit und die vielen Querverweise helfen dem Leser bei der Orientierung. Mit Hilfe eines Sachregisters könnte das Buch auch als eine Art Nachschlagewerk gebraucht werden.

Ildikó Hegedűs (Szeged)

Huneke, Hans-Werner/ Steinig, Wolfgang: Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung. Berlin: Erich Schmidt 2000. 252 S.

Die Tatsache, dass dieses Einführungsbuch in kurzer Zeit (erste Auflage 1997) die zweite Auflage erlebt, spricht für sich. Es ist verständlich und fachlich kompetent geschrieben bzw. ermöglicht einen umfassenden Einblick in das komplexe Bedingungsgefüge des Fremdsprachenunterrichts, wobei sowohl der Theorie als auch der Praxis ausgewogen Platz eingeräumt wird.

Die intendierten Benutzer sind Lehramtstudenten sowie Lehrer, die

Deutsch als Fremdsprache unterrichten und sich fachlich auf dem Laufenden halten wollen (vgl. das Vorwort, S. 7). Zwei so unterschiedlichen Zielgruppen, nämlich Studenten, die Grundkenntnisse erwarten, und ausgebildeten Lehrern, die dem Buch Aufbaukenntnisse abverlangen, gerecht zu werden, ist eine anspruchsvolle Zielsetzung. Um ihr Ziel zu erreichen, stellen die Verfasser die Vermittlung der Fremdsprache Deutsch unter institutionellen Bedingungen in den Mittelpunkt, während die Hochschuldisziplin Deutsch als Fremdsprache und der natürliche Zweitspracherwerb lediglich peripher behandelt werden.

Im ersten Kapitel wird der Lerner, im letzten Kapitel der Lehrer thematisiert. Damit geben die beiden Hauptakteure des Fremdsprachenunterrichts den Rahmen des Einführungsbuches vor. Der Einstieg in die Problematik des Fremdsprachenunterrichts durch die Fokussierung des Lerners spiegelt den Perspektivenwechsel in der gegenwärtigen Fachdiskussion wider. Dieser Perspektivenwandel vom Lehren zum Lernen manifestiert sich in den Ansätzen der Lern- und Lernerorientierung. Als entscheidender Faktor für den Unterricht wird der Lerner im ersten Kapitel ausführlich dargestellt, so u.a. bezüglich des Alters, der muttersprachlichen Sozialisation, der Motivation und der Lernstrategien. Die Autoren leisten der Akzentverschiebung vom Lehren zum Lernen auch Folge, indem sie das Lernen selbst als Gegenstand des Unterrichts betrachten: „Da Schüler oft wenig Erfahrung mit eigenen Lernstrategien haben, sollte der Lehrer explizit um Rückmeldungen bitten, inwieweit bestimmte Verfahren bei jedem einzelnen Wirkung zeigen, und dann gezielt Hilfen zum autonomen Weiterlernen geben." (S. 137)

Für die Lernerorientierung kamen bekanntlich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von der sich nach und nach entwickelnden empirischen Fremdsprachenlehr- und -lernforschung wertvolle Anregungen. Dieser Tendenz trägt das zweite Kapitel Rechnung, in dem weiterhin der Lernvorgang im Mittelpunkt steht und Lerntheorien zum Zweitspracherwerb erörtert werden. Der Bogen wird dabei von der traditionell behavioristischen Auffassung bis zum Konstruktivismus gespannt.

Das dritte Kapitel befasst sich mit dem Lerngegenstand, mit der deutschen Sprache und Kultur. Neben den einzelnen Ebenen des Sprachsystems wie Phonologie, Morphologie, Syntax und Lexik wird die deutsche Sprache auch im Gebrauch dargestellt. Der Beschreibung ihres Stellenwertes und ihrer Verbreitung auf der Welt schließt sich ein informativer Überblick über die Varietätenlinguistik an.

Im vierten, zentralen Kapitel steht der Unterricht im Mittelpunkt. Die vier Grundfertigkeiten, Lesen, Hören, Schreiben und Sprechen, werden auf der Basis der Kompetenz in der Aussprache, in der Grammatik und im Wortschatz aufgebaut. Im Abschnitt zum Wortschatz wird kritisiert, dass der Lerner mit der Bewältigung des Vokabellernens oft allein gelassen wird. Die Wortschatzarbeit sollte sich nicht im Abfragen der Vokabeln erschöpfen. Die Verfasser schließen sich Stimmen an, „die die an sich banale Erkenntnis betonen, dass die Kenntnis von Wörtern die Voraussetzung von fremdsprachlicher Verständigung über-

haupt ist und man dementsprechend Wortschatzarbeit einen höheren Stellenwert geben müsste." (S. 133) Ich teile diese Auffassung weitgehend und rezensiere aus diesem Grund den Abschnitt über die Wortschatzvermittlung etwas ausführlicher.

Im Weiteren wird die nach Form und Inhalt getrennte Speicherung des Wortes im mentalen Lexikon erläutert. Diesbezüglich wird auch auf die naive Einstellung des Lerners, dass man nur neue Wortformen zu aus der Erstsprache bekannten Konzepten zu lernen hätte, hingewiesen. Die Realität ist aber, dass die Wörter zweier Sprachen (mehr oder weniger) nicht isomorph sind. Der Grund liegt bekanntlich in der Tatsache, dass einerseits dieselbe Welt durch die einzelnen Sprachen anders abgebildet wird, und andererseits ist nicht selten schon die zu verbalisierende außersprachliche Realität verschieden. Daraus folgt, dass die Bedeutung eines deutschen Wortes nicht immer gleich ist mit der Bedeutung seiner zielsprachlichen Entsprechung. Außerdem gibt es noch Wörter, bei denen der Lerner sich nicht nur eine neue Wortform, sondern auch ein in der Erstsprache unbekanntes Konzept einzuprägen hat. Anknüpfend an die Konzepttheorie bringt uns „Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung" in einer kurzen Ausführung den komplexen Vorgang der kognitiven Verarbeitung von Wörtern nahe. Die Verfasser bezweifeln, dass die strukturalistische Komponentensemantik eine psychische Realität hat, und schieben diese eher der Prototypensemantik zu (siehe S. 135). Darüber, welche Worterklärungsverfahren im Fremdsprachenunterricht am effektivsten eingesetzt werden können, liegen zurzeit noch keine empirisch fundierten Ergebnisse vor. Unter den diversen Möglichkeiten, neue Wörter bekannt zu machen, wird u.a. „das syntagmatische Einbinden in unterschiedliche Kontexte (Äußerungen, Sätze, Redensarten, Texte) und Kollokationen (inhaltliche Kombinierbarkeit wie 'Hund – bellen') berücksichtigt" (S. 136).

Zu fragen wäre, ob im Fall der Betonung der Relevanz der Wortschatzarbeit (siehe Zitat oben) dieser kurze Hinweis auf die Kontextualisiereung des Wortes ausreicht. Ein wichtiger Aspekt der Wortschatzvermittlung ergibt sich m.E. durch die Frage, aus welchen Elementen der Lernwortschatz besteht. Es ist unumstritten, dass er nicht nur einfache Wörter und Wortbildungskonstruktionen enthält, sondern auch Phraseologismen. Da Phraseologismen als Lern- und Lehrproblem mit eigenständiger Problematik verbunden sind, finde ich, dass ein Hinweis auf die Phraseodidaktik nicht fehlen sollte. Auch die Gleichsetzung der Kollokation mit „inhaltlicher Kombinierbarkeit" lässt die neueren Erkenntnisse der Kollokationsforschung außer Acht. Hausmann behauptet sogar im Titel eines seiner Aufsätze: „Wortschatzlernen ist Kollokationslernen" (In: Praxis des neusprachlichen Unterrichts 1984/31, S. 395-406). Ein so grundlegender und fehlerträchtiger Bereich müsste dem Lehrer bewusst gemacht werden. Einem Einführungsbuch kann man natürlich nicht abverlangen, die Kollokationsvermittlung in ihrer Vielfalt darzustellen, aber mindestens ein Hinweis auf die Problematik und die Angabe von weiterführender Literatur wäre gewiss nicht verfehlt.

Im vierten Kapitel gibt das Buch

einen chronologischen Überblick über die Methodenkonzeptionen, von der Grammatik-Übersetzungs-Methode bis zum interkulturellen Ansatz, und beschreibt die aktuelle Situation, für die ein Methodenpluralismus charakteristisch ist. Die Einführung geht noch auf die wichtigsten „Hilfsmittel" des Unterrichts präzise ein, so auf Computer, Übungen, Tests und Korrekturen.

Der durch den Lerner eröffnete Rahmen wird im fünften Kapitel durch den zweiten Beteiligten am Unterrichtsgeschehen, den Lehrer, geschlossen. Die Aufgabe des Lehrers sollte sich von der Steuerung des Lehrens und Lernens zur Förderung der Lernerautonomie verlagern.

Das Einführungsbuch kommt dem Bedürfnis nach, Grundkenntnisse des heterogenen Faches Deutsch als Fremdsprache darzustellen. Durch den Sachindex ist es auch zum schnellen Nachschlagen geeignet. Es ist gleichzeitig ein „offenes" Buch, zumal es außer einem reichhaltigen Literaturverzeichnis (20 Seiten) auch noch eine weitere Serviceleistung bietet. Nach jedem Abschnitt finden wir nämlich weiterführende Literatur in Auswahl sowie ein selbständiges Kapitel (6) über nützliche Arbeitsmittel für den Unterricht und relevante Internetadressen.

Die Lektüre dieses Einführungsbuches sichert gut fundierte Grundkenntnisse, auf deren Basis man auch weiterführende Literatur bewältigen wird. Mit der theoretischen Durcharbeitung dieses Buches ist es aber sicherlich nicht getan. Nur über die eigene Unterrichtspraxis wird sich für den Lehrer ein zufrieden stellendes Verständnis des Fremdsprachenunterrichts ergeben. Eines muss aber deutlich gesagt werden: Ohne die Lektüre dieses Buches könnte dem Lehrer auch nach ausreichender Unterrichtspraxis vieles unbewusst bleiben.

Anna Reder (Pécs)

Janich, Nina: Werbesprache. Tübingen: Narr, 1999. 247 S.

Die Reihe der „Narr Studienbücher", in der Nina Janichs „Werbesprache" erschienen ist, hat das Ziel, Studenten der Germanistik im In- und Ausland zu relevanten Fragen der Sprachwissenschaft übersichtliche, im Hochschulstudium gut verwendbare Kenntnisse zu vermitteln. Die Bände dieser Reihe haben durch die anschauliche Behandlung von Grundfragen der Linguistik ihre Brauchbarkeit im Hochschulstudium schon bewiesen. Die Einführungen zu den verschiedenen sprachwissenschaftlichen Disziplinen (erschienen sind unter anderem Arbeitsbücher zur Semantik, Dependenzgrammatik, Übersetzungstheorie und Phraseologie) wollen die Studierenden auf der Grundlage der neuesten Forschungsergebnisse mit dem jeweiligen Themengebiet vertraut machen.

Was die Themenwahl betrifft, scheint das Buch von Janich ein wenig aus dem Rahmen zu fallen. Warum ein Studienbuch über die Werbesprache? Bekanntlich ist die Werbesprache ein beliebtes und ergiebiges Thema sowohl in Vorlesungen und Seminaren als auch bei

Seminar- Examens- und Magisterarbeiten, vor allem in der Lexikologie. Da es aber keine anerkannte Methodik der Werbesprachenforschung gibt, will dieses Buch „eine methodenkritische Hilfestellung" (S. 8) für alle sein, die sich sprachwissenschaftlich mit Werbung beschäftigen und eigene Untersuchungen anstellen wollen.

Der Aufbau des Buches will dem Anspruch auf größtmögliche Übersichtlichkeit gerecht werden. Jedes Kapitel besteht aus verschiedenen Textbausteinen. In den Haupttext, der sich unter anderem mit Grundbegriffen, Definitionen, Beispielen aus der Werbung beschäftigt, sind die mit Symbolen am Seitenrand kenntlich gemachten Textbausteine, z.B. „Methodische Probleme" (mit dem Symbol Blitz) oder „Forschungsanregungen" (Symbol Glühbirne) eingebettet. Am Schluss der meisten Teilkapitel stehen Literaturtipps (Symbol Buch) und Aufgaben (Symbol Bleistift). Eine vollständige Bibliographie der im Text zitierten Literatur findet sich am Ende des Buches. Allerdings wird in jedem Kapitel die aktuelle Literatur zum Thema auch an dieser Stelle mit vollen bibliographischen Daten präsentiert, was sehr nützlich ist, da es mühsames Hin- und Herblättern erspart. Die Aufgaben, die sich auf die im Buch abgebildeten Werbeanzeigen beziehen, können in zwei Gruppen geteilt werden: Die einen dienen der Verständnisvertiefung der im jeweiligen gegebenen Kapitel besprochenen Themen, zu diesen finden sich auch Lösungsvorschläge am Ende des Buches die anderen sind eher Diskussionsfragen, für die natürlich keine Lösungen angegeben sind.

Das Werk ist in sechs Kapitel gegliedert. Das erste Kapitel bietet einen kurzen Forschungsüberblick. Als Hauptdesiderat der Forschung wird das Fehlen eines aktuellen Grundlagenwerks festgehalten, das zur Etablierung eines sprachwissenschaftlichen Teilfachs „Werbesprachenforschung" beitragen könnte. Bemängelt wird weiterhin das Fehlen aktueller Arbeiten zum Sprachsystem (besonders Wortbildung, Syntax und Textgrammatik), die Erweiterung um einen interkulturellen Ansatz und die diachrone Perspektive.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit den Grundbegriffen der Werbewissenschaft. Ein Teilkapitel widmet die Autorin der kommunikationstheoretischen Annäherung an das Phänomen Werbung. Im nächsten Abschnitt wird die Einordnung der Werbesprache unter die Varietäten mit dem Begriffsinventar der Soziolinguistik besprochen, bzw. ihre Klassifizierung als Sondersprache in Frage gestellt.

Das dritte Kapitel („Bausteine der Werbung") stellt die Bestandteile einer Werbeanzeige systematisch vor. Auf etwa 25 Seiten werden die Grundeinheiten wie Schlagzeile, Fließtext, Slogan, Produktname und besondere Formen von Textelementen behandelt. Die Autorin skizziert in jedem Fall die Funktion des gegebenen Textelements mit Hinweisen auf die Ergebnisse der bisherigen Forschungsarbeiten und auf weitere Analysemöglichkeiten aus sprachwissenschaftlicher Perspektive. Ein reiches Belegmaterial sorgt dafür, dass die theoretischen Erörterungen plausibel und leicht verständlich werden. Besonders ausführlich behandelt werden die Bildelemente, da sie im Gegensatz zu den bereits intensiv erforschten Werbeslo-

gans bisher vernachlässigt wurden. Auf das Wechselspiel der beiden Elemente Bild und Text wird später in einem eigenen Abschnitt näher eingegangen.

Das vierte Kapitel stellt mit seinen 120 Seiten den Kern des Buches dar. Unter dem Titel „Sprachwissenschaftliche Forschungsfelder" wird eine „methodenkritische Vorwarnung" vorausgeschickt. Es steht nämlich in der Forschung in Frage, ob es überhaupt einen Textsortenstil „Werbesprache" gibt. Da sich erfolgreiche Werbung gerade dadurch auszeichnet, dass sie „aus der Reihe tanzt", kann kein Anspruch auf eine ganzheitliche Analyse erhoben werden. Dementsprechend sind in diesem Kapitel keine allgemeingültigen Aussagen über die Sprache der Werbung enthalten, sondern mögliche Beschreibungskategorien und Tendenzen. Die sprachliche Form der Werbetexte wird in der Reihenfolge vom Wort zum Text besprochen: „Lexik", „Phraseologie", „Syntax" und „Textgrammatik" sind die Titel der einzelnen Abschnitte. Im Teil Lexik stehen sprachstrukturelle Fragen der Lexikologie, vor allem die Wortartenverteilung und die Wortbildungsmuster, im Mittelpunkt. Der Vorstellung der einschlägigen Literatur folgt die Kritik an den Ergebnissen und der Hinweis auf bisher noch nicht analysierte Phänomene, z.B. die Werbe-Neologismen hinsichtlich der Beziehungen zwischen Werbe-und Alltagssprache und des Grades ihrer Lexikalisiertheit. Was die fremdsprachigen Elemente in der Werbung betrifft, so zählen sie – besonders die Anglizismen – zu den am intensivsten erforschten Aspekten der Sprache der Werbung. Eine relativ ausführliche Vorstellung der Ergebnisse und ein Frageninventar für die Methodik finden sich in diesem Abschnitt. Die Syntax ist ein vernachlässigter Bereich, deshalb schlägt die Autorin viele Themen zur weiteren Analyse vor. Besonders interessant erscheint die Einbettung syntaktischer Untersuchungen in eine pragmatische Fragestellung.

Ein Teilkapitel beschäftigt sich mit besonderen Werbestrategien, den rhetorischen Figuren in der Werbung. Im Abschnitt über die Sprachspiele schlägt die Autorin – nicht zuletzt wegen der beobachteten methodischen Mängel der Analyse in der Fachliteratur – eine strenge Trennung von Sprachspielform und Sprachspieleffekt vor. Dementsprechend werden innerhalb der Wortspiele phonetische, morphologische, syntaktische, phraseologische, graphische und orthographische Verfahren unterschieden. Auf einer höheren Ebene sind die Referenz- und Kontextspiele angesiedelt. Unter den möglichen sprachspielerischen Effekten stehen Mehrdeutigkeit, semantische Verdichtung, semantische Unverträglichkeit und Erweiterung der Wahrnehmungsdimensionen. Zu den Sprachspielen findet sich eine reiche und amüsante Belegsammlung mit vielen interessanten Aufgaben.

Die letzten 15 Seiten des Kapitels widmet die Autorin der äußeren Form, der Interpunktion und der Typographie, die in den bisherigen Forschungsarbeiten eher vernachlässigt wurden. Bei der Klassifizierung des Text-Bild-Bezuges wird der Versuch unternommen, die Gewichtung von Bild und Text (gleichwertiges Verhältnis vs. Bild ist unter- oder überwertig) als Kriterium zu nehmen. Die funktionale Feinanalyse wird dann aufgrund der Ergebnisse der

Forschung zu diesem Thema vorgenommen.

Ein großes Verdienst der Arbeit ist, dass die Autorin im fünften Kapitel die bisher in der Fachliteratur erschienenen Analysemodelle für die ganzheitliche Untersuchung werbesprachlicher Phänomene (Brandt, Hennecke) zusammenfassend vorstellt und ein eigenes Modell entwirft. Dabei gibt sie konkrete Hinweise zum Aufbau eines Korpus – was besonders für die Zielgruppe der Studierenden hilfreich sein könnte – und plädiert dafür, dass oft „weniger mehr bringt", also eine kleinere Sammlung, in der man ein breites Spektrum an Möglichkeiten erfassen kann, sinnvoller erscheint als eine größere, allerdings in Abhängigkeit von der Fragestellung. Am Ende des Buches, im sechsten Kapitel, finden sich noch drei Untersuchungsaspekte, die diachronische, die konfrontative und die sprachkritische, die weitere Anregungen dazu geben können, sich mit diesen Bereichen zu beschäftigen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Arbeitsbuch von Janich eine anregende, interessante Lektüre ist, die die Möglichkeiten, die das Format „Arbeitsbuch" in sich trägt, sehr gut nutzt. Der Leser kann sich in das Thema tatsächlich „einarbeiten", da er überall mit konkreten Aufgaben und Beispielen konfrontiert wird. Besonders interessant sind die Aufgaben, die zum Nachdenken anregen sollen (Symbol Glühbirne), denn aus ihnen könnten neue Fragestellungen und Analyseversuche zu den einzelnen Themengebieten „entspringen". Die klare und übersichtliche Darstellung stellt einen weiteren Vorzug dar, der das Buch für die Verwendung im Hochschulstudium als empfehlenswert erscheinen lässt.

Éva Varga (Piliscsaba)

Kautz, Ulrich: Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens. München: iudicium – Goethe-Institut, 2000. 632 S.

Mit Kautzens Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens, das im Rahmen eines Projektes des Goethe-Instituts entstanden ist und für Lehrkräfte, die Übersetzungs- und Dolmetschunterricht erteilen, als Orientierungshilfe dienen soll, ist eine Lücke geschlossen worden, die sich mit dem wachsenden Bedarf an Translatoren in Europa und insbesondere in den mittel- und osteuropäischen Ländern, so auch in Ungarn, immer mehr zu vergrößern drohte. Der Ursprung des Buches war, wie in der Einleitung zu lesen ist, eine Initiative des Goethe-Instituts, das den wachsenden Bedarf an Ausbildungs- und Fortbildungskursen zum Übersetzen und Dolmetschen erkannte. Dies ist in Ungarn auch nicht anders, in den letzten fünf Jahren haben zahlreiche Universitäten und Hochschulen Übersetzungs- und Dolmetschkurse in ihr Programm aufgenommen. Das Europa der Zukunft soll auf der kulturellen und sprachlichen Vielfalt aufbauen, die neben den vielen Vorteilen und dem großen Reichtum zwangsläufig auch Sprachbarrieren aufkommen lässt. Und obwohl das Fremdsprachenlernen bei deren Über-

windung eine immer größere Rolle spielt, wird die Translation, die Sprachmittlung als Profession ebenfalls an Bedeutung gewinnen.

Das Handbuch ist schon in renommierten Fachzeitschriften, so u.a. in MDÜ – Mitteilungen für Dolmetscher und Übersetzer (2/2001; Heike Elisabeth Jüngs), in Lebende Sprachen (3/2001; Paul Kußmaul) und Fremdsprache Deutsch (Heft 23; Frank K. Königs) rezensiert worden, so versucht die Rezensentin diesmal über die kurze allgemeine Vorstellung des Buchs hinaus vor allem dessen Wert für die Übersetzer- und Dolmetscherausbildung sowie für praktizierende Übersetzer und Dolmetscher in Ungarn in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen zu stellen.

Kautz, der als Vertreter der Leipziger Schule der Translationswissenschaft bislang vor allem in der sprachenpaarbezogenen Translationswissenschaft (Deutsch-Englisch-Chinesisch) Studien veröffentlichte, gliedert sein Handbuch in acht Kapitel:

1. Einleitung
2. Anforderungen an den Sprachmittler, die für den Übersetzungs- und Dolmetschunterricht relevant sind
3. Zur Entwicklung der Übersetzungs- und Dolmetschwissenschaft
4. Übersetzen und Übersetzungsdidaktik
5. Dolmetschen und Dolmetschdidaktik
6. Die Aus- und Fortbildung professioneller Übersetzer und Dolmetscher
7. Zur Stellung des Übersetzens und Dolmetschens im allgemeinen Fremdsprachenunterricht
8. Übersetzen und Dolmetschen an den Goethe-Instituten.

Hinzu kommt eine umfassende Bibliographie der Dolmetsch- und Übersetzungswissenschaft und -didaktik, die eine besondere Stärke des Buches darstellt.

Schon aufgrund der bloßen Aufzählung der einzelnen Kapitel wird klar, dass sich Kautz auch an sensible Fragen der Sprachmittlerausbildung und translatorischen Praxis heranwagt, wie: Sind Übersetzen und Dolmetschen zwei vollständig getrennte Berufe, fördern sie einander oder schließen sie sich aus? Soll der Translator vor allem in die Muttersprache oder in die Fremdsprache dolmetschen und übersetzen? Wer soll ausbilden: der Fremdsprachenlehrer mit translationswissenschaftlichen Kenntnissen oder der praktizierende Übersetzer und Dolmetscher, der zur didaktischen Reflexion bereit ist? Welche Rolle spielt das Übersetzen im Fremdsprachenunterricht? Kautz geht an diese Fragen holistisch und integrativ heran und der Leser wird die oben gestellten Fragen mit Hilfe von Kautzens Handbuch – sehr richtig – je nach seinem Sprachenpaar und dem translatorischen Bedarf in seinem Land auf die konkrete Situation bezogen flexibel beantworten können. Somit ist das Buch auch für die „Translationsszene" in Ungarn äußerst aufschlussreich und wäre für eine Übersetzung bzw. Überarbeitung ins Ungarische mit der entsprechenden Änderung der Sprachenpaare (deutsch-englisch-ungarisch) durchaus zu empfehlen.

Mit der Monographie versucht Kautz sozusagen das Unmögliche, was ihm überraschend gut gelingt: In einem einzigen Band werden der Stand der Translationswissenschaft, die Anforderungen an Translatoren und der translatorische Prozess dargestellt sowie systematisch

mit Vorschlägen und Modellen für den Unterricht auf verschiedenen Stufen ergänzt. Der Ansatz ist pragmatisch-funktional, was der heute verbreiteten Übersetzungsphilosophie durchaus entspricht. Von dieser Warte aus beurteilt Kautz die einzelnen Wege, Schulen und Ansätze im Laufe des Werdegangs der Übersetzungswissenschaft und stellt vor allem diejenigen in den Mittelpunkt, die bis heute wirken, so z.B. Nidas Begriff der *dynamic ecquivalence* (S. 36), die translatologische Textlinguistik und Pragmatik sowie die *übersetzungsrelevante Textanalyse* von Reiß und Nord (S. 37 f.) und die *Skopos-Theorie* von Reiß und Vermeer (S. 39). Von besonderer Prägnanz ist der Satz, in dem der interdisziplinäre Charakter der Übersetzungwissenschaft herausgestellt wird: „Die einst weitgehend von der Linguistik (einschließlich Sozio-, Psycho- und Textlinguistik, Semiotik sowie Sprechakttheorie) bezeichneten Grenzen der Übersetzungswissenschaft wurden ausgeweitet. Man zog [...] relevant erscheinende Nachbardisziplinen integrativ mit in Betracht: Kommunikationswissenschaft, Kulturtheorie und -anthropologie, Hermeneutik, Interkulturalistik/kontrastive Landeskunde, Verhaltens- und KI-Forschung, Soziologie, Ästhetik, Logik – um nur diese zu nennen." (S. 42)

Ein besonderer Vorteil des Buches ist, dass es das organische Zusammenspiel von Theorie, Praxis und Didaktik deutlich erkennen lässt. Dies tut in der übersetzerischen Praxis, wo heute noch viele Autodidakten ohne entsprechende Ausbildung arbeiten und in der Übersetzerausbildung, wo viele Fremdsprachlehrer und Philologen ohne übersetzungswissenschaftliche Kenntnisse und übersetzerische Praxis Übersetzungsunterricht erteilen, besonders Not.

Kautz stellt die Berufspraxis von Übersetzern und Dolmetschern so vor, dass dabei auch scheinbar „berufsfremde" Tätigkeiten mit berücksichtigt werden, die von einem Sprachmittler heute erwartet werden, so z.B.

– selbständiges Verfassen von Texten (nicht nur Korrespondenz oder Protokolle, sondern auch technische oder journalistische Texte[...]),
– Auswertung, Zusammenfassung und Kommentierung von Texten (Information und Dokumentation),
– Herstellung von „örtlichen" Versionen von Computer-Software („localisation"),
– Redaktion von Texten (Originaltexte wie auch Übersetzungen),
– Überarbeitung von maschinell angefertigten Übersetzungen („post-editing"),
– Beratung nicht nur in sprachlichen, sondern allgemein fremdkulturellen und „interkulturellen" Fragen,
– Layout von Texten u.a.m. (S. 18)

Der größte Teil des Buches enthält Unterrichtsvorschläge, die sich auf verschiedene Sprachenpaare, so auch auf das Sprachenpaar deutsch-ungarisch, übertragen lassen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Vorübungen, d.h. die Vorbereitung auf das eigentliche Übersetzen und Dolmetschen. Patentrezepte können natürlich nicht angeboten werden, Kautz kommt es vielmehr darauf an, den Leser anhand realer Arbeits- und Auftragssituationen für translatorische Probleme zu sensibilisieren, damit er später in der konkreten übersetzerischen Situation die adäquate Lösung finden kann.

Sowohl beim Übersetzen als auch beim Dolmetschen werden Textauswahl, Didaktisierung der Texte, Recherchieren,

Entwicklung des Verstehens sowie Zieltextproduktion ausführlich behandelt. Zwar enthält das Handbuch viele nützliche Hinweise zur Bewertung von sowohl Übersetzungen als auch Dolmetschleistungen, zu kritisieren ist aber, dass Kautz den Eindruck entstehen lässt, es sei aufgrund von eindeutiger Parameter eine eindeutige Evaluation möglich, obwohl gerade die Translationsqualität der Bereich ist, in dem heute die größten Diskussionen der Übersetzungswissenschaft ausgetragen werden.

Das Buch spricht eine breite Zielgruppe an und gehört in das Regal aller, die – in welcher Hinsicht auch immer – mit Theorie, Praxis und Didaktik von Übersetzen und Dolmetschen befasst sind.

Krisztina Szabari (Budapest)

Kremer, Detlef: E.T.A. Hoffmann. Erzählungen und Romane. Berlin: Erich Schmidt, 1999 (= Klassiker-Lektüren 1). 241 S.

Kremers Buch ist der erste Band einer vom Erich Schmidt Verlag ins Leben gerufenen Reihe, die schon mit ihrem Titel zum Nachdenken anregt. „Klassiker-Lektüren": Dabei wird eine Auswahl von Klassikern getroffen und natürlich eine Wertung vollzogen – die Entscheidung, wer als Klassiker gelten darf, untersteht immerhin literaturwissenschaftlichen Diskussionen und ist stets mit Problemen der Kanonbildung und Kanonisierung bzw. mit ihrer möglichen Reflexion verbunden. Der zweite Teil des Titels hätte auch „Interpretation" oder „Analyse" genannt werden können, die Bezeichnung „Lektüre" impliziert demgegenüber eine andere methodologische Position. Den Zielsetzungen der Reihe folgend sollen die einzelnen Bände (laut Verlagsankündigung) „vor allem für die begleitende Lektüre in Seminaren und zur Vorbereitung auf Prüfungen" geeignet sein, wodurch auch ein bestimmter Leserkreis (hinzu kommt „der interessierte Leser") ins Visier genommen wird.

Die Reihenkonzeption bestimmt den Aufbau und die Darstellungsweise des Bandes. Ausgewählte Werke sollen das gesamte literarische Oeuvre von Hoffmann repräsentieren, wobei gleich die Frage der Auswahl diskutiert werden könnte: Ob Hoffmanns Werk nur am Beispiel der im Band analysierten Texte repräsentiert wird, ist schwer zu entscheiden, einige Argumente für diese Auswahl wären nicht unnützlich gewesen. Zu jedem Text werden philologische Informationen über Quellen und Entstehungsbedingungen, zur Rezeptionsgeschichte und Forschungslage angegeben, denen Kremers Interpretation folgt. Es ist keine leichte Aufgabe, ein Oeuvre wie das von Hoffmann auf eine solche Weise darzustellen, zumal es durch vielfache Verschränkungen, intertextuelle Querverbindungen, zyklische Kompositionstechniken, verschiedenartige thematische und strukturelle Verbindungen gekennzeichnet ist. Auch muss erwähnt werden, dass es bereits zwei nicht allzu alte Darstellungen von Hoffmanns Werk gibt, die dem Leser einen Gesamtüberblick bieten: Die

Monographie Gerhard R. Kaisers in der Sammlung Metzler (1988), und ein Buch von Hartmut Steinecke in der Reclam Universal-Bibliothek (1997). Beide gehen systematischer vor und versuchen eine Übersicht über die vielfältigen künstlerischen Tätigkeiten des Schriftstellers, über die Hoffmann-Forschung und Rezeption sowie über die thematisch-motivischen Zusammenhänge seiner Texte zu geben. Die neue Reihe des Erich-Schmidt-Verlags scheint demgegenüber den Akzent auf als Knotenpunkte des Gesamtwerks angesehene Texte und ihre Analyse gelegt zu haben – ob der Leser mehr Orientierung bekommt, könnte diskutiert werden, andersartige Orientierungen werden es sicher sein.

Kremer kennt Hoffmanns Texte und den romantischen literarischen Kontext ausgezeichnet und hat seine eigenen Forschungsergebnisse in den letzten etwa fünfzehn Jahren sowohl im Hoffmann-Jahrbuch als auch als Buchpublikationen veröffentlicht. In dieser „Klassiker-Lektüre" kämpft er offensichtlich mit den sich aus den Zielsetzungen der Reihe und des Bandes ergebenden Schwierigkeiten. „Lektüre" versteht er als Orientierung „an der literarischen Struktur des Textes, daran, was einen Text allererst zu einem literarischen qualifiziert" (S. 9), ohne über das mit zweifachem Nachdruck verwendete Attribut „literarisch" nachzudenken. Die Frage der „Literarizität" war in den letzten Jahrzehnten Gegenstand heftiger literaturtheoretischer Diskussionen, Kremers Formulierung scheint die implizierte Problematik zu ignorieren, zumindest wird im Weiteren die Frage des literarischen Charakters der Texte nicht weiter reflektiert.

In den Analysen wird eine kohärente methodologische Annäherungsweise nicht eindeutig konturiert: Kremer konzentriert sich in den verschiedenen Texten auf die für den jeweiligen Text als dominant angesehene Fragestellung, er verknüpft aber die Einzelergebnisse unter synthetisierenden Aspekten nicht miteinander. So wird z.B. „Der goldene Topf" vor allem unter dem Aspekt einer alchemistischen und kabbalistischen Lesart untersucht. Diese Deutung kann mögliche – von Kremer nicht immer überzeugend dargelegte – alchemistische intertextuelle Bezüge freilegen, der Text ist aber vielfältiger auslegbar, denn er vereinigt die Problematik der ambivalenten Einstellung Hoffmanns gegenüber der romantischen Ästhetik und der romantischen Schreibweise. Außerdem spielen psychoanalytisch angelegte Überlegungen in den Textanalysen ebenfalls eine große Rolle, ohne dass diese methodologische Position reflektiert wäre. Andererseits beruft sich Kremer ab und zu auf Elemente einer semiotischen Analyse, die wiederum nicht systematisch durchgehalten wird. Die theoretisch-methodologische Vielfalt sollte mit Nachdruck als solche konturiert werden, die Verbindungen und eventuellen „Erträge" verschiedener Analysemethoden sollten diskutiert werden, damit der Leser dieser „Lektüren" – bei angehenden Literaturwissenschaftlern, Studierenden ist eine methodologische Sensibilisierung notwendig – die Folgen bestimmter theoretisch-methodologischen Perspektiven für die Textanalyse demonstriert bekommen kann. Bei Kremer lassen sich Begriffe und Methoden einer narratologischen Analyse kaum bzw. nur ansatzweise erkennen, wobei der Ana-

lyse ab und zu auch ein Lapsus unterläuft wie die Gleichsetzung von Autor und fiktivem Erzähler. Hoffmanns Texte können durch eine aufmerksame narratologische Analyse in ihrer Eigenart aufgedeckt werden; ihre Modernität bzw. Hoffmanns literaturgeschichtliche Position lässt sich unter diesem Aspekt gut untersuchen. Der Leser bekommt bei Kremer keine wirkliche Gesamtübersicht über die Eigenart Hoffmannschen Erzählens bzw. über ihre spezifische „Literarizität".

Bezeichnenderweise ist die „schöne chronologische Ordnung", die der fiktive Biograph der Kreisler-Biographie in „Kater Murr" vergebens sucht und zu rekonstruieren versucht, Kremers Leitfaden durch Hoffmanns Werk. Diese Ordnung wird jedoch aus nicht-chronologischen Gründen durchbrochen: „Des Vetters Eckfenster" ist der Entstehungsgeschichte nach später entstanden als „Kater Murr"; die „Meister Martin"-Erzählung aus den „Serapionsbrüdern" wurde früher geschrieben als „Prinzessin Brambilla", die ihr wahrscheinlich aus thematischen Zusammenhängen mit anderen Märchen vorangestellt wird. Das chronologische Vorgehen erweist sich bei näherem Hinsehen eher als Falle: Vielfältige Zusammenhänge des Hoffmannschen Werks ließen sich nur durch einen Verzicht auf ein chronologisches Vorgehen aufdecken. In der Hoffmann-Forschung wurde auch die Frage thematisiert, ob es eine Entwicklung in Hoffmanns Werk gäbe. Obwohl es vor allem in einer früheren Phase der Forschung behauptet wurde, Hoffmann entwickele sich am Ende seines Schaffens in Richtung einer „realistischen" Schreibweise („Des Vetters Eckfenster" bzw. bestimmte „realistische" Details seiner Werke dienten als Beweis), wird in den letzten zehn-fünfzehn Jahren differenzierter argumentiert, indem angenommen wird, dass sich – trotz Veränderungen und Akzentverschiebungen – keine Entwicklung zum Realismus abzeichnet, Hoffmann wird stattdessen als Vertreter einer nicht-mimetischen ästhetischen Auffassung über die Romantik hinaus für die Moderne (manchmal sogar Postmoderne) „beansprucht". Kremer scheint der letzteren Auffassung näher zu stehen; seine Auslegung von „Des Vetters Eckfenster" betont u.a., dass das Gesehene „als Akt subjektiver, bisweilen durchaus phantasmagorischer Interpretation" (S. 195) zustande kommt, und er legt auch auf die grotesken und parodistischen Elemente und Züge in einigen Werken besonderen Nachdruck. Darüber hinaus betont die neuere Hoffmann-Forschung die verschiedensten thematisch-motivischen, strukturellen, intertextuellen Querverbindungen und Wiederholungen, dieser Aspekt wird bei Kremer nicht eingehend analysiert. Da z.B. nicht zu übersehen ist, dass die Märchen bei Hoffmann einen besonderen Typ des Erzählens repräsentieren, ist es störend, dass „Der goldene Topf" und andere Märchen (wie „Nußknacker und Mausekönig", „Klein Zaches", „Meister Floh" bzw. „Prinzessin Brambilla") getrennt behandelt werden, wodurch ihre strukturellen Gemeinsamkeiten und Unterschiede nicht herausgearbeitet werden können. Überdies gibt es wichtige strukturelle Gemeinsamkeiten zwischen Hoffmanns Märchen und Nicht-Märchen (Wolfgang Nehring hat den „Goldenen Topf" und den „Sandmann" in einem Sonderheft der Zeitschrift für deutsche

Philologie 1976 als zwei Varianten eines Texttyps analysiert), und in den letzten Jahren sind auch zahlreiche Arbeiten erschienen, die solche Zusammenhänge betonen.

Ohne auf die von Kremer analysierten Hoffmann-Texte einzeln eingehen zu wollen, kann festgestellt werden, dass die Thematisierung der (gefährdeten) Autonomie des Subjekts, die Problematisierung der Möglichkeiten künstlerischen Schaffens und Ausdrucks, die spezifische Bildhaftigkeit und Motivik, die vielfache Reflexivität des Erzählens, die verschiedensten intertextuellen Selbst- und Fremdverweise, die Fragen von Parodie und Selbstparodie (z.B. „Die Königsbraut" als Parodie der eigenen Märchenstruktur, „Die Brautwahl" als Parodie der eigenen und der romantischen Künstlergeschichte), romantisches Schreiben und Romantikparodie als grundlegende und das ganze Oeuvre von Hoffmann bestimmende Charakteristika mit Nachdruck behandelt werden sollten. Obwohl Kremer in der Einleitung „Hoffmanns Erzählungen stets auch als Reflexionen über die Strukturen und Bedingungen romantischer Literatur" (S. 12) im Allgemeinen auffasst, scheinen in seinen Interpretationen diese Analyseansätze zu kurz zu kommen. Da die Kremer auferlegte Vorgehensweise die Möglichkeit einer systematischen Darstellung verhindert, bleibt sein Buch ein erster Einblick in ein komplexes Werk und als solcher im Studium anwendbar. Der Leser, der über Hoffmann und die Romantik mehr erfahren will, sollte zu weiteren Hoffmann-„Lektüren" greifen und in Sachen Hoffmann weitere Analysen zu suchen – eventuell in Kremers anderen Arbeiten.

Magdolna Orosz (Budapest)

KulturPoetik. Zeitschrift für kulturgeschichtliche Literaturwissenschaft. Hg. von Manfred Engel, Bernhard Dieterle, Dieter Lamping und Monika Ritzer. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, Band 1 (Heft 1-2), 2001. 324 S.

Vorsichtiger, wenn man will verzagter als nötig, präsentiert sich die 2001 gegründete Zeitschrift „KulturPoetik" in ihren ersten zwei Heften. Ihr neuhistoristisch anmutender Name scheint auf eine der fruchtbarsten Vorstellungen angehender kulturwissenschaftlicher Orientierungsversuche der letzten Jahrzehnte im internationalen Bereich zu rekurrieren: auf die Neueinbindung des Poetischen als des – seit Aristoteles – *konstruktiven* Moments der Literatur (*poiesis*=das Machen, Herstellen) in außerliterarische, kulturell-gesellschaftliche Zusammenhänge. Während in den am *New Historicism* und an verwandten Richtungen orientierten Argumentationen die Konsequenz nahegelegt wird, dass die Literatur – und ihre Wissenschaft – durch eine poetische (nichtmimetische) Entgrenzung mehr gewinnen als verlieren würde, distanzieren sich die Beiträge von „KulturPoetik", die mit wenigen Ausnahmen auf ein Kolloquium der FernUniversität Hagen zurückgehen, mehrfach von einer vorbehaltlosen posi-

tiven Bilanz in Fragen einer kulturwissenschaftlichen Neuorientierung der Literaturwissenschaft. Bei der Formulierung ihrer Thesen haben die VerfasserInnen eher die dieser entgegengebrachten Kritikpunkte Walter Haugs („Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft?", Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte Jg. 73, 1999, S. 69-93) und die Einwände Wilfried Barners („Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhanden? Vorüberlegungen zu einer Diskussion", Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft, Jg. 41, 1997, S. 1-8) vor Augen als positive Hinwendungen zum Thema.

Bereits in den Untertitel „Zeitschrift für kulturgeschichtliche Literaturwissenschaft" ist Distanznahme zum Begriff Kulturwissenschaft(en) eingebaut, die allerdings weniger konsequent durchgehalten wird. In einer kurzen Selbstdarstellung deuten die Herausgeber ein sich von der vagen „Zauberformel ‚Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft'" (S. 1) absetzendes *kulturgeschichtliches* Programm an, um im Anschluss daran die Zeitschrift doch als ein für alle Richtungen offenes, an kontroversen Diskussionen interessiertes kulturwissenschaftliches Organ zu etablieren. Was eine ‚kulturgeschichtliche Literaturwissenschaft' weiterhin soll, wird auch in *Manfred Engels* Eröffnungsbeitrag nicht ganz klar, insofern die in der Selbstdarstellung der Herausgeber angeführte Kurzdefinition hier als ‚Fragestellung einer *kulturwissenschaftlichen* Literaturwissenschaft' (S. 21) wiederholt wird.

Ein Verdienst Engels ist die Aufnahme der deutschsprachigen „anthropologischen Literaturwissenschaft" (S. 28) der letzten Jahrzehnte ins Repertoire gegenwärtiger kulturwissenschaftlicher Ansätze, obwohl nur Hans-Jürgen Schings und Wolfgang Riedel namentlich erwähnt werden. Auch erweckt Engel den Eindruck, dass den Vorhaben der kulturgeschichtlichen Literaturwissenschaft, die sich „besonders für anthropologische Grundthemen (wie etwa: Liebe, Tod, Rausch, Wahnsinn, Traum, Körperlichkeit, Sozialkonventionen, Geschlechterrollen) und die zugehörigen Kulturtechniken sowie für interkulturelle Kontakte und Konflikte" (S. 1) interessiert, das literarisch-anthropologische Paradigma – auch als „Eigenleistung der Germanistik" (S. 29) – am besten entspricht. Ähnliches deutet sich in *Uwe Spörls* Beitrag an, mit dem Zusatz, dass sich die kulturgeschichtliche Literaturwissenschaft zum einen durch ihre historischen Gegenstände gegenüber anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen auszeichnet, und dass sie zum anderen eine gelungene Vermittlung zwischen Literatur- und Kulturwissenschaften zu Wege bringt. „[A]ls historische Disziplin, also als Literaturgeschichtsschreibung" sei doch die Literaturwissenschaft „eine von mehreren, zumeist historisch arbeitenden Kulturwissenschaften" (S. 229).

Weniger überzeugend erscheint dieses Argument bei anderen Beiträgerinnen: Literaturwissenschaft sei schon immer Kulturwissenschaft gewesen. Nicht die (eventuelle) Richtigkeit dieser These stellt sich hier als Problem dar, sondern, dass die Literaturwissenschaft mit einem kulturwissenschaftlich nur beschränkt anschlussfähigen Literaturkonzept verknüpft wird. Der Litera-

tur werden „ästhetische Elaboriertheit und Komplexität" (S. 57), „Mehrdeutigkeit und Deutungsoffenheit" (S. 62), „literaturspezifische Elemente" (S. 77) und „spezifisch literarische Sachverhalte" (S. 78) zugesprochen, was richtig und an sich kein Problem wäre, würde durch wiederholte Selbstversicherungen nicht auch ein allzu strikter Ausschluss nichtliterarischer, außerästhetischer Sachverhalte aus dem Kompetenzbereich der Literaturwissenschaft mitbewirkt. „Erfahrungserweiterung, Handlungskompetenz und Kreativität" seien, so *Iris Denneler* polemisch, Sekundäreffekte von Literatur, sie kulturwissenschaftlich als primär festzuschreiben hieße, „andere Charakteristika wie Ambiguität, Arbeit, Konzentration, Kontemplation, Zeit-Haben, Fragestatus, Widerstand etc." (S. 133) zu marginalisieren.

Im Zeichen des ‚Immer schon' bzw. eines engen Literaturkonzepts interpretiert zum Beispiel *Wolfgang Braungart* Hölderlins „Der Adler", präsentiert *Ricarda Schmidt* ihre intermediale E.T.A Hoffmann-Analyse als „angemessene Kontextualisierung" (S. 202), die sich der gängigen Gefahr der „Projektion heutiger theoretischer Annahmen auf historische Texte" (S. 212) widersetzt. *Karina Kellermanns* schöne Analyse des in bildlichen sowie dichterischen Darstellungen interferierenden mittelalterlichen Kulturmusters der „körperliche[n] Inszenierung des Königs" (S. 159) legt wiederum nahe, dass die Mediävistik nicht aus sich selbst heraustreten muss, um ‚kulturwissenschaftlich' zu arbeiten. Dabei wird nicht nur die Art und Weise, wie Literaturwissenschaft ‚immer schon' vorgegangen ist, vor Augen geführt. Unwillentlich wird auch der Grund beleuchtet, warum diese Beiträge nicht unbedingt in einen kulturwissenschaftlichen Rahmen passen: Sie machen bewusst, dass es einer radikalen, umfassenden Definition der kulturwissenschaftlichen Orientierung von Literaturwissenschaft bedarf, *weil* Interdisziplinarität und Multimedialität auf der Grundlage eng definierter Fachgrenzen und Mediumscharakteristika die ‚Kulturwissenschaft' tatsächlich in eine leere Umbenennungsfloskel verwandeln.

Immerhin lassen sich in Abhebung von solchen Rekonstituierungen der Fiktionalitäts- und Disziplinsgrenze auch sehr überlegenswerte Versuche anführen. Hierzu gehört Engels Vorschlag eines methodischen „Baukastenmodells" (S. 21), das berücksichtigt, dass „[n]icht alle Texte und nicht alle Fragestellungen [...] gleichermaßen dazu prädisponiert [sind], mit *allen* verfügbaren ‚Methoden' bearbeitet zu werden" (S. 20). Aufgrund derselben Logik könnte „der jeweilige Kulturbegriff durchaus auch von der jeweiligen disziplinären Optik her perspektiviert und damit eingegrenzt werden" (S. 34). Mit Blick auf finanzielle und institutionspolitische Einschränkungsmaßnahmen in den Bundesländern und auf diese speisende ideologische Perspektivierungen bieten *Rüdiger Zymner* und Iris Denneler schlagkräftige Gegenargumente. Zymners ironische „Umwegrentabilität" (S. 92) klärt darüber auf, dass „Entscheidungen für oder gegen die Literaturwissenschaft [...] immer auch als politische Signale zu betrachten [sind], die zudem Aufschluß geben über das zivilisatorische Niveau und (wenigstens so lange es Literatur gibt) über das Reflexionsniveau einer

Gesellschaft" (S. 93). Denneler zeigt an den negativen Folgen didaktischer Unterrichtsreformen, welchen Gefahren die Ausrichtung der kulturwissenschaftlichen Orientierung auf die materielle Kultur ausgesetzt ist. Eine davon sei, dass die Kulturwissenschaften mit einer restriktiven institutionellen Globalisierungspolitik konform gehen. (S. 134)

Von den Fallbeispielen überzeugen Zymners Schilderung des „komplexe[n] ästhetisch-soziale[n] Handlungsfeld[es]" des Prager Manierismus (S. 83) und Spörls Argumente für bzw. gegen die Untersuchbarkeit der Neomystik um 1900 als kulturwissenschaftlicher Gegenstand (S. 219, 222) am meisten. Unbekümmert um Haugs und Barners Sorgen stellt *John Neubauer* das Projekt einer „komparatistischen Geschichte der literarischen Kulturen von Zentralosteuropa" (S. 37) vor. Dieses versucht ein dialogisches Verhältnis zwischen monologisch angelegten Nationalliteraturen herzustellen. Auf der Grundlage eines „concept of *nodes*" (S. 53) sollen erstens die strukturellen Mechanismen in den betroffenen Literaturen miteinander verglichen, zweitens Phänomene der „agencies of transmission, mediation, and translation on the intertextual as well as on the biographical level" untersucht (S. 54) sowie drittens deren Voraussetzungen „by deconstructing the identities, by showing their internal differences, by displaying a hybridity that underlies their presumed consistency" (S. 54) hinterfragt werden. *Frederic Regards* Aufsatz untersucht in Angela Carters „The Sadeian Woman" die Rehabilitation der Pornographie als Möglichkeit einer poetischen Rede, „that has ended up taking the metonymic representation of femininity for the truth of femininity" (S. 239). Immerhin basiert dieses „ethical dis-placement" auf einem rhetorischen Spiel, das durch das literarische Ereignis ermöglicht wird (S. 239).

Probleme und Möglichkeiten der Auslandsgermanistik behandeln *Bernard Dieterle* und *Franz Hintereder-Emde*. Dieterle illustriert am Beispiel des Kulturthemas Entstehung und Tradition der Rheinromantik Möglichkeiten „eine[r] didaktische[n] Vermittlung kulturwissenschaftlichen Arbeitens" (S. 98). Hintereder-Emde berichtet über die Situation der japanischen Germanistik und legt das Konzept einer „kleinen interkulturellen Germanistik" (S. 254) vor, um durch eine fach- und kulturüberschreitende „angewandte Literaturwissenschaft" (S. 25) die Regression der Auslandsgermanistik zu stoppen. Gut gelungen und sehr nützlich sind *Lutz Musners* vergleichende Analyse von *Cultural Studies* und Kulturwissenschaften in der Rubrik „Forum" von Heft 2 sowie die von Engel und Spörl betreuten thematischen Auswahlbibliographien, die beide Hefte abschließen. Von besonderem Wert und auch für die nachfolgenden Hefte bestimmt sehr nützlich sind die Bildillustrationen, deren gute Qualität freilich zum erheblichen Preis der Einzelhefte beigetragen haben mögen.

Endre Hárs (Szeged)

Moser, Sabine: Günter Grass: Romane und Erzählungen. Berlin: Erich Schmidt, 2000 (= Klassiker-Lektüren 4). 215 S.

Ein Jahr nach dem Erscheinen von Günter Grass' Fazit über das vergangene Jahrhundert veröffentlichte der Erich Schmidt Verlag in einer für ein breites Publikum gedachten Bücherreihe eine summierende Einführung zum Prosawerk des Autors. Der Name von Grass war und ist immer noch ein Leitstern der deutschen Gegenwartsliteratur, sein Schaffen ist literarische Zeitgeschichte. In der Forschung sind bereits mehrere wertvolle Monographien zu Günter Grass bekannt. Hier seien ohne Anspruch auf Vollständigkeit die von Volker Neuhaus und Rudolf Wolff genannt.

Sabine Moser hat den Hauptakzent in der vorliegenden Monographie auf das Zusammenfließen von Zeitgeschichte und schriftstellerischem Werk, auf die mitfühlende, mitleidende und miterlebende Zeitgenossenschaft verlegt. Sie ordnet ihr Material in sieben Kapitel, von denen drei größere Einheiten den zeitlich gut umgrenzbaren Entwicklungsphasen des Grass'schen Schaffens gewidmet sind, in deren Rahmen die Prosawerke in chronologischer Reihenfolge behandelt werden: „1959-1972: Konfrontation mit deutscher Vergangenheit", „1977-1988: Hinwendung zu globalen Themen" und „1990-1995: Deutsche Einheit". Wie bereits ein flüchtiger Blick in das Inhaltsverzeichnis offenbart, misst die Verfasserin den Werken, die in diesen Schaffensphasen entstanden sind, eine größere Bedeutung zu als den Werken, die in den dazwischen liegenden Jahren veröffentlicht worden sind. Erstere werden neben einer inhaltlichen und erzähltechnischen Analyse auch einer Untersuchung auf Entstehungsgeschichte, zeitgeschichtlichen Hintergrund, literarische Einflüsse, Rezeption und Forschungsstand unterzogen. Letztere werden nur in knappen Zügen dargestellt. Obwohl Moser im Vorwort für die Notwendigkeit der Einbeziehung aller Prosatexte argumentiert, kann sie eine Selektion offensichtlich nicht vermeiden. An dem Inhaltsverzeichnis ist die Bestrebung abzulesen, der thematischen Aussagekraft den Vorrang zu geben. Auf die ästhetische Qualität der Texte geht Moser wegen des beschränkten Umfangs nicht ein.

Da Günter Grass als Zeitgenosse und Chronist unseres Jahrhunderts dargestellt werden soll, wird der Berücksichtigung des zeitgeschichtlichen Hintergrundes relativ viel Raum gewährt. Im ersten Kapitel erklärt die Verfasserin Grass' Selbstverständnis in der Doppelrolle des Bürgers und des Schriftstellers und die selbsterlebte Ohnmacht angesichts der Tragödie des deutschen Volkes. Grass selbst wollte sich immer als Autor verstehen, der in seinen Werken die herausfordernden Ereignisse der Zeitgeschichte widerspiegelt. Trotz der Bezugnahme auf politische und soziale Realität will er aber keine politische Literatur schreiben. Er glaubt an das Aufklärungspotential der Literatur, die sie durch die Entwicklung von anderen Wirklichkeiten, von Gegenwelten entfalten kann. Im Sinne seines Konzepts vom „phantastischen Realismus" schafft das Kunstwerk eine Vielzahl der Wirklichkeiten, die ein genaueres Bild der gegenwärtigen oder vergangenen Wirklichkeit entwerfen können. Moser summiert: „Gerade weil Literatur Fiktion erzeugt, ist sie nach Grass' Überzeugung jeder vermeintlich auf Fakten reduzierten

Annäherung an Realitäten überlegen. Besonders die Auflösung von gewohnten Zeiteinteilungen, die synchronische Darstellung diachroner Entwicklungen und der phantastische Realismus entspringen einer bewußt an der deutschen Vergangenheit gemessenen Poetik." (S. 17)

Im Kapitel „Konfrontation mit deutscher Vergangenheit" wird die „Danziger Trilogie" mit so imponierendem Detailreichtum und analytischem Spürsinn vorgestellt, dass man es als das Gelungenste bezeichnen kann. Besonders aufschlussreich sind die Abschnitte, in denen die Entstehungsumstände, die zeitgeschichtlichen Zusammenhänge und die literarischen Einflüsse der Trilogie diskutiert werden. Moser leitet ihre Interpretation von der Annahme ab, dass die detaillierte Anschaulichkeit, die konkrete Beschreibung des provinziellen Alltags von Danzig und seinen Milieus die vage Moralisierung verhindert, die zur Auffassung von kollektiver, das Gewissen eher beruhigender Schuld geführt hat. „Jeder einzelne hat seine spezifische Haltung gegenüber der nationalsozialistischen Ideologie und Herrschaft eingenommen. Schuld ist, bestand sie in aktiver Täterschaft oder passivem Einverständnis, für Grass stets eine individuelle, nie eine kollektive. Insofern muß auch der Bewußtwerdungsprozeß, auf den er erstmals mit der Blechtrommel zielt, ein individueller sein." (S. 29)

Von den einzelnen Kurzdarstellungen innerhalb des Kapitels verdienen „Quellen und Einflüsse zu Hundejahre" und „Ein Portrait der Deutschen" besondere Aufmerksamkeit. Moser geht den Ursachen der Entwicklung des Antisemitismus und des Nationalsozialismus nach, wobei sie auf den Einfluss von Otto Weiningers „Geschlecht und Charakter" und „das deutsch-idealistische Psychogramm" als Wegbereiter für den Nationalsozialismus verweist. Die These führt zu Thomas Mann zurück, der nach Moser von dem Briten Robert Gilbert Vansittart beeinflusst wurde, der 1941 unter dem Titel „Black Record" eine Theorie zur Entstehung des Nationalsozialismus publizierte. Man freut sich über das Versprechen, dass die Verfasserin in der in naher Zukunft erscheinenden Dissertation eingehender behandeln wird, wie Grass über die Lektüre Manns mit den Ideen Vansittarts bekannt wurde und diese daraufhin in das Bild der Deutschen in „Hundejahre" eingegangen sind. Hier sei nur die Schlussfolgerung von Sabine Moser zitiert: „Die Deutschen haben aufgrund einer ihnen eigentümlichen Veranlagung, die Grass in *Hundejahre* nicht näher klärt, einen geistigen Freiheitsbegriff entwickelt, dessen philosophische Grundlagen im Idealismus zu suchen sind. Diese ideelle Freiheit hat jedoch nie eine Umsetzung im politisch-sozialen Bereich erfahren, so daß ein gefährliches Ungleichgewicht zwischen Anspruch und Realität entstehen konnte." (S. 81)

Danach wendet sich die Verfasserin Texten zu, die auf die bundesrepublikanische Gegenwart bezogen sind. Auch hier stützt sie sich auf inhaltliche Überschneidungen zwischen politischer und literarischer Arbeit. Als Deutungsansatz wird Grass' Abneigung gegen totalitäre Ideologien, von rechts oder links, gewählt. Gewissenhaft geht Moser allen Einzelheiten und zeitgenössischen Quellen nach, um der Gefahr einer einseitigen Perspektive zu entgehen und den Standpunkt des Schriftstellers in den Kontroversen der Zeit deutlich zu machen. Als Beispiele seien nur Grass' Stellungnahmen in Fra-

gen des Sozialismus, der 68er Studentenbewegung oder der deutschen Wiedervereinigung genannt.

Im folgenden Kapitel „Deutsche Gegenwart im Schatten der Vergangenheit" werden „Örtlich betäubt" und „Aus dem Tagebuch einer Schnecke" behandelt. Ihre Entstehungszeit korrespondiert mit dem intensiven Engagement für die Sozialdemokratie. Die Interpretation wird mit Hinweisen auf zeitgenössische Ereignisse und theoretische Überlegungen des Autors bereichert. Am Ende wird folgendes Fazit gezogen: „Primäres Merkmal der Grassschen Weltanschauung ist also das geduldige Ausrichten politischen Handelns an den konkreten Anforderungen der Gesellschaft ohne das Ziel einer ‚idealen' Gesellschaft. Zweiter Bestandteil ist der beständige Zweifel, dem das eigene Handeln wie die grundsätzlichen Erkenntnisse unterworfen sein müssen, um sie nötigenfalls revidieren zu können. Drittes Merkmal ist die Akzeptanz des Stillstandes – oder gar Rückschritts –, den Grass als unausweichlichen Begleiter evolutionärer Entwicklung wertet." (S. 101)

In den Jahren 1977-88 weitet sich die Aufmerksamkeit des Autors auf globale Probleme des 20. Jahrhunderts aus. Er bearbeitet Themen wie die Schwierigkeiten der Frauenemanzipation in einer männlich geprägten Welt, die Bedrohung der Menschheit durch atomare Rüstung, Umweltverschmutzung, Überbevölkerung und das Elend in der Dritten Welt. Wohl begründet hebt Moser Grass' kritisches Verhältnis zum heutigen Aufklärungsbegriff als eine der wichtigsten Komponenten seiner Zivilisationskritik hervor. Nach seiner Ansicht verliere der Aufklärungsbegriff durch seine Reduzierung auf den technischen Fortschrittsgedanken seine eigentliche Qualität und Macht.

Die letzten zwei Kapitel „Deutsche Zwischenspiele" und „Deutsche Einheit" führen in die unmittelbare Vergangenheit. Die Auseinandersetzung um die deutsche Nation und ihre Identität, das Konzept einer „Kulturnation" oder gar einer „Leitkultur" bestimmten bis heute die öffentlichen Debatten. Obwohl Grass die Teilung Deutschlands als historische Konsequenz des „Zivilisationsbruches Auschwitz" und als „selbstverschuldetes Unglück" betrachtet, setzte er sich energisch für die Wiedervereinigung ein. Dass er diese jedoch über die deutsche Kultur und nicht über die staatliche Einheit definiert, hat ihm bittere Vorwürfe eingebracht. „Ein weites Feld" wurde zum Zankapfel einer Literaturkritik, die Grass zum Teil als „Nestbeschmutzer" verunglimpfte. Diesem Vorwurf versucht die Verfasserin mit Zitaten von Grass zu begegnen. Aus Ängsten vor einem „großen Deutschland" habe er ein föderalistisches Staatsgebilde vorgeschlagen. In Herders Fußstapfen wollte er den Begriff der „Kulturnation" wiederbeleben und die nationale Zusammengehörigkeit vornehmlich über die Tradition von Sprache und Kultur sichern. Mosers Darstellung liefert reichlich Belege, wie wenig sich die zeitgenössische Literaturkritik mit dieser Position anfreunden konnte.

Der als Einführung in Grass' Prosa bedachten Arbeit wird eine sorgfältig zusammengestellte Auswahlbibliographie beigefügt. Die nach dem Harvard-Schema im laufenden Text angegebenen Quellen sind jedoch nicht in jedem Fall eindeutig nachzuvollziehen, z.B. „Arnold: 1997", wobei im Literaturverzeichnis mehrere Titel von Arnold aus dem Jahr 1997 angegeben werden.

In Mosers monographischer Einführung zeichnet sich neben den Konturen einer Autorenpersönlichkeit und

den historischen und literarischen Dimensionen eines Schaffens das Bild einer Epoche, die Alltagsgeschichte einer Gemeinschaft ab. In einem Gespräch sprach Günter Grass davon, dass er niemanden daran hindern könne, einen Teil seiner politischen Tätigkeit mit dem zu verwechseln, was er als Autor eines Romans geleistet hat. Sabine Mosers Buch ist aus dem Grund besonders hochzuschätzen, dass es dieser Gefahr entgehen konnte.

Anita Czeglédy (Budapest)

Nagy, Márta/ Jónácsik, László (Hg.), in Zusammenarbeit mit Edit Madas und Gábor Sarbak: „swer sînen vriunt behaltet, daz ist lobelîch". Festschrift für András Vizkelety zum 70. Geburtstag. Pilicsaba, Budapest: Katholische Péter-Pázmány-Universität, Philosophische Fakultät, 2001. 608 S.

Die Begeisterung und die Lebendigkeit, die der Jubilar ausstrahlt, und deren über die unmittelbare Wirkung weit hinausreichende Kraft in einem Literaturverzeichnis von zwölf Seiten dokumentiert ist, findet ihren Reflex in den sechsundfünfzig Beiträgen von Freunden, Kollegen und Schülern. Dass mehr als zwei Drittel von ungarischen Forschern aus der Deutschen Philologie, sowie aus den verschiedensten Fachgebieten wie Geschichtswissenschaft, Mittellatein, Skandinavistik u. a. stammen, macht den Band nicht nur zu einer Leistungsschau der ungarischen Germanistik, sondern verweist darüber hinaus auf die Breite der Perspektiven von Vizkeletys Arbeiten. Die ungewöhnlich hohe Anzahl der Aufsätze zwang zu einer Konzentration, die der Prägnanz gut getan hat. Neben gewichtigen Interpretationen und Darstellungen mit größerer Reichweite finden sich auch Miszellen und Skizzen von geringerem Anspruch. Thematisch ist mehr als die gesamte Breite der Interessen Vizkeletys repräsentiert. Methodisch dominieren Arbeiten philologischen und historischen Charakters, aber auch hermeneutischen Zuschnitts; Theoriezentriertes tritt demgegenüber fast ganz zurück. Im ersten Teil, „Antike und Mittelalter", kommen besonders viele deutsche Mediävisten zu Wort, da dieses, Vizkeletys wichtigstes Fachgebiet, in Ungarn leider wenig vertreten ist; das Verhältnis dreht sich dann mit den Beiträgen zur frühen Neuzeit sowie dem 18. und 20. Jahrhundert völlig um, was auch für den vierten Teil zur Sprach- und Kulturwissenschaft gilt. Die folgende Präsentation der Ergebnisse reflektiert neben dem Gewicht der Beiträge auch die eingeschränkte Kompetenz des Rezensenten.

Die Aufsätze zur Literatur sind – wie zu erwarten – zwar keinem einheitlichen Deutungsparadigma verpflichtet, es ist jedoch deutlich, dass soziologische Ansätze nurmehr selten und auch ihre modernen Erscheinungsformen in Gestalt von Genderstudies, historischer Anthropologie oder Kulturwissenschaft nur in Ansätzen vertreten sind. Neben Überlieferungsstudien und historischen Fragestellungen stehen Struktur- und vergleichende Motivuntersuchungen, im

engeren Sinn literaturwissenschaftliche Methoden also, die der Festschrift bei aller Vielfalt der Themen doch eine in gutem Sinn traditionelle Geschlossenheit verleihen.

Fast programmatisch weist *Tamás Adamik* in der Musterung der Deutungen von „Horazens Hymnus auf Bacchus (2,19)" die politisch-allegorische Deutung zugunsten eines Dichtermythos zurück. Mit Weitblick und Umsicht analysiert *Peter Kern* das Verhältnis von „Gottfried von Straßburg und Ovid": Der mittelalterliche Autor übernimmt viel vom antiken, vor allem im Bereich der Liebesmetaphorik und der Analyse der Gefühle, lehnt aber die ovidianische Manipulierbarkeit der Liebe ab; das wird programmatisch in den *remedia amoris*, die Tristan nach seiner Flucht anwendet. Wenn wir Gottfrieds Modell, dem „Tristan" des Thomas, folgen, so war die Hinwendung zu Isolde Weißhand nicht auf Dauer in der Lage, die Liebe zur blonden Isolde auszulöschen.

András Vizkelety hat sich Verdienste um die Erforschung der sog. Spielmannsepik erworben, was sich in mehreren Beiträgen widerspiegelt. *Max Schiendorfer* untersucht „Salme und Morolf" unter dem Aspekt der „textsortenimmanenten Tiefenstruktur" (S. 52), d.h. dem gattungstypischen Schema der Brautwerbung, und vermag so zu einer Gesamtdeutung zu gelangen. Die strukturellen Stereotypien werden nämlich mehrfach durch ein anderes Modell, das des Minnesklaven, „gebrochen". Salman in der Macht der verführerischen Salme, die deshalb durch Morolf ausgeschaltet werden muss. Schiendorfer weist das an Einzelmotiven nach (signifikant z.B. die Namen Salman = Salomon; Salme = Salome).

Das Verdienst von *Helmut Tervoorens* Beitrag „Helden in der Lyrik – Minnesänger in der Heldendichtung" liegt vor allem in einer detaillierten Untersuchung der Rolle des Sängers Horant in der „Kudrun" im Hinblick nicht nur auf die Inszenierung des Vortrags, sondern auch auf die Erzählschemata. Horant als der stellvertretende Werber bekommt ambivalente Züge; die dargestellte elementare Macht seiner Musik macht ihn zum Konkurrenten Hetels, ohne dass das ausgesprochen werden muss. In ihm verkörpert sich die prekäre Konfiguration von Werbendem, Singendem und Liebendem – eine Bestimmung, die sich auf die Minnesänger-Rolle in der Lyrik zurückprojizieren lässt.

Einen zentralen Punkt im Verständnis des „Armen Heinrich" diskutiert *Hartmut Freytag*: die Konkurrenz von weltlichen und transzendenten Werten. Er deutet die Paradiesallegorie in der Rede des Mädchens (v. 773-813) vor dem Hintergrund des Hohenliedes und überträgt das Ergebnis auf das gesamte Werk: *gemahel* entspreche der *sponsa*, das göttliche Recht der Gleichheit überbiete die Ständehierarchie bei der Eheschließung Heinrichs und schließlich gebe Hartmann seiner Fabel insgesamt „die Erhabenheit und den Wahrheitsanspruch der Bibelexegese" (S. 86). Diese Schlussfolgerung reduziert Ambivalenzen, und insgesamt hätte Freytags Beitrag durch die Berücksichtigung der deutlich divergenten handschriftlichen Überlieferung an Differenzierung gewonnen; bedenkenswert bleiben seine Vorschläge jedoch allemal.

Ein interpretatorisches (und darstellerisches) Glanzstück stellt der Beitrag von *Alfred Ebenbauer*, „Flore in der Unterwelt", dar. Er macht mit Hilfe von strukturellen und motivlichen Parallelen plausibel, dass die Erzählung von Flore und Blanscheflur eine mythische Dimension besitzt: Flores Weg zur Befreiung der Heldin ist (auch) ein Weg ins Totenreich, geleitet und behütet von der Liebe vermag er zu tun, „was Orpheus nicht gelang". *Thomas Bein* beschäftigt sich mit dem schmalen Werk des Sangspruchdichters Guter aus der Jenaer Liederhandschrift, der bisher nur deshalb in der Forschung Beachtung gefunden hat, weil er im ersten seiner beiden Töne eine Motivgemeinschaft mit Konrads von Würzburg „Der Welt Lohn" aufweist. Von wechselseitiger Abhängigkeit beider Autoren will Bein zu Recht nicht sprechen; seine Deutung der acht Strophen in Ton I (der von Walther L 71,35 entlehnt ist) als Vortragseinheit (Warnung vor falscher Orientierung an der Welt, Bitte an Maria, den rechten Weg zu weisen, Regeln für ein richtiges Leben) sowie der Herren- und Tugendlehre in den drei Großstrophen von Ton II ist ein Plädoyer für die monographische Würdigung der kleinen Dichter, das weiterreichende Probleme aufgreift (Vortragseinheit). *Helmut Birkhan* kann glaubhaft machen, dass Heinrich von Neustadt für seinen „Apollonius" auf byzantinische Quellen in lateinischer Überlieferung zurückgriff. Zwar scheint es bei ihm schon „eine gewisse Zivilisationsmüdigkeit" zu geben, ein Vergleich mit Daniel Defoes „Robinson Crusoe" zeigt jedoch die Verwurzelung Heinrichs im feudalreligiösen Weltbild. Birkhan öffnet mit der byzantinischen Perspektive einen Inspirationsraum, der bisher viel zu selten beachtet wurde (allerdings verfügt auch kaum jemand über Birkhans polyhistorische Gelehrsamkeit).

An die Forderungen des Jubilars knüpft *Márta Nagy* an, wenn sie die Budapester Teilüberlieferung von Mechthilds von Magdeburg „Fließendem Licht der Gottheit" als kohärenten Text interpretiert. Auch *Edit Madas* („Zur Geschichte der Dominikanerpredigt im Ungarn des 13.-14. Jahrhunderts") führt Forschungen von Vizkelety weiter zu den „Sermones Quinqueecclesiensens", die im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts für ungarische Dominikaner (eher Leser als Zuhörer!) konzipiert wurden. Madas kann an Parallelüberlieferungen nachweisen, dass sich der Kompilator der üblichen Vorgehensweisen, von der wörtlichen Übernahme bis zur Modifizierung von Struktur und Inhalt, bediente. Eine Tabelle fasst die Beobachtungen, die noch zu differenzieren wären, übersichtlich zusammen. Ein Lehrstück, wie man Handschriftenfragmente kulturgeschichtlich zum Sprechen bringt, gibt *Gábor Sarbak* („Über die Tätigkeit des Ordensreformers Leonhard Huntpichler OP in Ungarn") an Hand von Einband-Papiermakulatur. Mit der mittelalterlichen Übersetzungspraxis der sinngemäßen Übertragung lateinischer religiöser Texte für Laien beschäftigt sich *Péter Lőkős* an Hand von Beispielen aus Petrus' von Ainstetten „Puch von menschlicher aigenschaft". Der deutsche Text füllt Leerstellen auf, macht Impliziertes explizit und führt Interpretationsbedürftiges aus, bzw. lässt es weg, und wird dadurch für die Adressaten

leichter rezipierbar. Ein Tiroler Bauernspottlied mit neidhartischen Anklängen von ca. 1435 stellt *Max Stiller* (vorgängig einer Publikation in „Der Schlern") in Textabdruck, kodikologischer Untersuchung und literaturwissenschaftlicher Interpretation vor. *Éva Horváth* weist auf eine zwar bekannte, aber bisher so gut wie unbeachtete Handschrift der Széchényi-Nationalbibliothek Budapest hin: den Cod. germ. 52,4. Er enthält den Text von Johannes Aventins „Chronica", das einzig bekannte Manuskript, das höchstwahrscheinlich die Vorlage des Drucks von Petrus Bruschius aus dem Jahre 1541 war. Beobachtungen zur Wandlung des Ungarnbildes in der deutschen Literatur durch die Türkenkriege stellt *András F. Balogh* an Hand des „Türkenbüchleins" (Wittenberg: Hans Lufft 1527) an und kann festhalten, dass statt des wilden Volkes, wie das Mittelalter es sah (was der Jubilar untersucht hat), nunmehr ein differenziertes und positives Bild in Erscheinung tritt. Den „Türkentraktat" des Georg von Ungarn interpretiert *Anton Schwob* als Verdammung des Islam, obwohl der Verfasser dessen gute Seiten erlebt habe, diese jedoch nun als Sündenfall begreife. Die Rezeption hat allerdings die theologische Negativierung kaum, die differenzierten Sittenschilderungen hingegen mit großem Interesse aufgenommen.

Die sog. „Großwardeiner Komödie" („Großwardeiner Dialog") von 1563 geht nach den einleuchtenden Darlegungen von *Mihály Balázs* auf das Modell deutscher Reformationsdialoge (wie Hans Sachs' „Disputation zwischen einem Chorherren und Schuhmacher") zurück. Fast einhundert Jahre später scheiterte eine ungarische Übersetzung der lateinischen Version der „Rettung" des schlesischen reformierten Spiritualisten Augustin Fuhrmann an der Rekatholisierung Siebenbürgens (*Bálint Keserű*).

Schon im Jahre 1712 (!) beschäftigte sich eine Dissertation mit Stammbüchern, und als kulturhistorische Quelle erfreuen sie sich beständiger Beliebtheit. *Tünde Katona* und *Miklós Latzkovits* untersuchen die „Poetik der Stammbücher im Queroktav" an ausgewählten Beispielen (oft mit Ungarn-Bezug) aus der Weimarer Stammbuchsammlung. Bestimmte Texteinheiten (Eintragung = Gnomon, Zitat, Aphorismus o.a.; Widmung; Datum; Unterschrift) werden in charakteristischer Weise auf der Seite plaziert: Das Layout ist also Teil der „Poetik". Die hyperbolische Schönheitsbeschreibung in der petrarkistischen Liebeslyrik des 17. Jahrhunderts rief Parodien hervor, die *László Jónácsik* untersucht und durch entsprechende Bildzeugnisse ergänzt. Er kommt zu drei Modellen: Der Umverteilung der Bildspender (Lippen strahlender als Türkis) in Anlehnung an romanische Modelle, der Wörtlichnahme bildlicher Rede bei Harsdörffer (ebenfalls der Romania verpflichtet) und der Umkehr des *aptum* (der Angemessenheit) nunmehr in Referenz auf einen eigenen deutschen Kanon.

Aus dem Bereich der Literatur des 18.-20. Jahrhunderts bildet die Zeit um 1800 einen kleinen Schwerpunkt: *László Tarnói* untersucht ein Gedicht von Friedrich Hildebrand Einsiedel („Die rasche Lebensweise"), das deutlich Bezüge zu Goethes „An Schwager Kronos" (2. Fassung) aufweist, unter den verschiedensten Aspekten und kommt

zu dem einleuchtenden Schluss, dass sich hier eine spätaufklärerisch-didaktische Haltung bestimmter Elemente und Motive aus Goethes Sturm-und Drang-Gedicht bedient, jedoch ohne es zu parodieren, sondern es lediglich als poetisches Reservoir nutzt. Für den geringeren Stilisierungsgrad von Einsiedels Gedicht spricht der Häufigkeitsvergleich mit Hilfe des Leipziger-Internet-Wortschatz-Lexikons. Einsiedel erreicht nur den Wert 11,81, Goethe hingegen 14,20. *Magdolna Orosz* sieht in dem Bezug der Romantik auf die Antike bzw. das Mittelalter ein durchgängiges dreigliedriges Entwicklungsschema und die Projektion des eigenen Standpunkts in dasselbe – ein Konstrukt, das sicher eine noch größere Allgemeinheit besitzt. *Alfred Doppler* versteht Stifters „Witiko" sehr verkürzt als den „vergeblichen Versuch ... die restaurative Politik des österreichischen Neoabsolutismus" (S. 401) zu rechtfertigen, entdeckt ferner im Prinzip der Langsamkeit (das ebenfalls antimodern ist!) eine aktuelle (antimoderne) Perspektive, die heute von Sten Nadolny und Peter Handke vertreten werde.

Nicht weniger als fünf Beiträge beschäftigen sich mit Literatur und Kultur um 1900 (Trakl, Rilke, Hofmannsthal). Von besonderem Interesse ist die Perspektive von *Ferenc Szász* auf Rilkes „Stundenbuch": ‚Dichtung als Lebenshilfe'. Szász geht der mit zahlreichen Zeugnissen dokumentierten „therapeutischen Wirkung" von Rilkes Gedichtsammlung nach und sucht diese einmal in der Programmatik des „ständigen Weiterwollens" (S. 443), dann in der Bildlichkeit, die die Einheit von Mensch und Natur suggeriert. Hier könnte eine geistes- und kulturgeschichtliche Einbettung in die holistische „andere Moderne" angeschlossen werden. Der Beitrag von *Moritz Csáky* „Ethnisch-kulturelle Heterogenität und Moderne. Wien und Zentraleuropa um 1900", bietet eben diese weitere Perspektivierung. Csáky sieht die Moderne in einem gesamteuropäischen Prozess, der sich auf Grund seiner regionalen Voraussetzungen differenziert. Für Wien, Prag und Budapest bedeutet das die „multiethnische und multinationale Situation" (S. 565), die das durch die technizistisch-kulturelle Moderne hervorgetriebene Gefühl der Fragmentierung und Entfremdung verstärkte und die Suche nach neuen Identitätsgarantien intensivierte. Das konnte die Hinwendung zur Geschichte, zur Nation sein, wie es für Zentraleuropa typisch ist. Csákys Hinweis, dass die (hier nur angedeuteten) Bedingungen und Konsequenzen für den Modernediskurs (in unterschiedlicher Gewichtung) insgesamt gelten, ist beizupflichten, wenn man (wie üblich) auf Paris oder (wie kaum) auf Kristiania/Oslo oder Stockholm blickt.

Die unmittelbare oder mittelbare Nachwirkung mittelalterlicher Stoffe und Texte ist seit einem Vierteljahrhundert ein beliebtes Forschungsparadigma. Wer jedoch „Mittelalterrezeption" in *Edit Királys* Beitrag „Der Autor als Mediävist: Der Fall Heimito von Doderer" sucht, wird angenehm enttäuscht: Die Interpretation einer wichtigen Episode aus Doderers „Die Bresche" knüpft an die Betrachtung eines spätmittelalterlichen Buchtyps durch den Protagonisten an (hier dürfte es sich um ein Buch des 18. Jahrhunderts handeln) und beschreibt die (bereits typischen) Dode-

rer-Obsessionen von sexueller Gewalt und Sado-Masochismus als Mechanismen der „Umbesetzung" der Vorlagensemantik. *Antonia Opitz* beschäftigt sich hingegen mit der programmatischen Aufnahme eines mittelalterlichen Stoffes: „Der Nibelungen Einkehr in die DDR-Literatur". Es geht um Franz Fühmanns dezent kleine neue Akzente setzende Nacherzählung, Heiner Müllers „Germania Tod in Berlin", das sich, wie Opitz nachweist, auf das Nibelungenlied (und nicht nur allgemein auf den Mythos) bezieht, und Volker Brauns „Siegfried Frauenprotokolle Deutscher Furor"" abgeschlossen 1984. Braun hat sich intensiv mit dem mittelalterlichen Text auseinandergesetzt und dessen mythischen, heroischen und höfischen Komponenten, dazu treten Impulse aus Hebbels Trauerspiel und Bezüge auf Werke anderer DDR-Autoren (Müller, Wolf u.a.). Brauns Umgang mit dem Nibelungenlied versucht, das Potential des Epos wiederzubeleben und „sein Publikum zum Nachdenken über Alternativen anzuregen" (S. 492). *Ulrich Müller* stellt einen modernen Roman vor: Johannes Rüber „Ich zog mir einen Falken" (1988). Der 1928 geborene Autor will den unvollendeten Ofterdingen-Roman von Novalis zu Ende erzählen, schafft sich dafür eine hochstilisierte Sprache („eine moderne Variante des Novalis-Stils", S. 500), verwendet Referenzen, außer auf Novalis selbst, auf Brentano, Heinse (nicht: Heinze!), Heine, Kafka u.a. und bleibt – trotz einer stärker realistisch-historischen Handlung – einem philosophischen Grundkonzept verpflichtet. Müller ordnet Rübers Roman dem „magischen Realismus" (S. 500) eines Calvino und einer Mancinelli zu; sicher ist er etwas „für die Gebildeten unter den Verächtern".

Der vierte Teil umfasst Diverses: Linguistisches, z.T. mit Bezug auf das Ungarische, Kulturwissenschaftliches (wie Csákys Beitrag, s.o.) und Wissenschaftsgeschichte, so zur Nibelungenforschung in Ungarn (*Antal Mádl*) und über die seit 1983 intensivierte Kooperation der Renaissance-Forscher in Wolfenbüttel und Budapest. Das hier Skizzierte darf in zweifachem Sinn als beispielhaft gelten: Einmal für die Wichtigkeit von Institutionen für eine solche Zusammenarbeit, dann aber auch für die Verflechtung der vielfältigen und intensiven individuellen Forschungen auf dem Gebiet der deutschen und ungarischen Literatur, Kultur und Sprache im europäischen Kontext, für die diese so überaus reichhaltige Festschrift ein besonders schönes Zeugnis ablegt in ihrer Huldigung an András Vizkelety, der einer ihrer unermüdlichen Protagonisten ist. Die überaus sorgfältige und ästhetisch ansprechende Buchgestaltung trägt zusätzlich dazu bei, dass man den umfangreichen Band ausgesprochen gern zur Hand nimmt.

Volker Mertens (Berlin)

Orosz, Magdolna: Identität, Differenz, Ambivalenz. Erzählstrukturen und Erzählstrategien bei E.T.A. Hoffmann. Frankfurt am Main, Berlin, Bern u.a.: Lang, 2001 (= Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 1). 237 S.

Das Buch der ausgewiesenen Hoffmann-Kennerin ist keine ganz leichte Kost. Doch die Lektüre wird kaum einen Leser enttäuschen: Wer bereits mit neueren Literaturtheorien vertraut ist, wird diese Studie als erhellende Anwendung der strukturalen Erzählanalyse schätzen. Wer aber Theoretiker wie Gérard Genette oder Jurij Lotman nur dem Namen nach kennt, darf sich der Verfasserin getrost anvertrauen, da sie die Grundbegriffe mit aller wünschenswerten Klarheit einführt. Nur eines ist unabdingbar: Lust an Abstraktionen und die Überzeugung, dass die theoretische Modellbildung eine Auseinandersetzung mit Literatur ist, die zu einem tieferen Verständnis beitragen kann.

Der Anspruch der Studie ist sehr hoch: „Ich setze mir hier eine umfassende Beschreibung der Hoffmannschen Textstrukturen zum Ziel" (S. 7). Das ist mehr als einmal versucht worden. Doch Orosz meint es ernst mit dem Strukturbegriff. Nach einem – notgedrungen – etwas kursorischen Kapitel unter „Identität, Differenz, Ambivalenz im ästhetischen Diskurs der Goethezeit" skizziert sie ästhetische Positionen in der Frühromantik und weist auf E.T.A. Hoffmann und dessen „nichtmimetische Programme" hin. Die Strukturanalyse setzt mit einer Definition ein: „Ambivalenz" ist „das gleichzeitige Bestehen von einander widersprechenden Interpretationsmöglichkeiten bestimmter Elemente der erzählten möglichen Welt(en), ohne dass die eine oder andere Interpretation endgültig dominierte." Dann liefern die Themen „Doppelgängertum", „Magnetismus", „Künstlertum und/oder Wahnsinn" erste Beispiele für solche Ambivalenz. Im folgenden Kapitel über „Erzählte Geschichte und Ambivalenz" wird die Tiefenstruktur (nach Genette: „historie") untersucht. Hier soll sich nun die Behauptung erhärten, dass „die verschiedenen Texte von Hoffmann nach einem ähnlichen Modell aufgebaut sind, in dem die Ambivalenz als Struktureigenschaft erkennbar ist." (S. 97)

Literarische Texte setzen sich nach Orosz aus „möglichen Welten" zusammen, d.h. aus Konstrukten von Individuen mit bestimmten Eigenschaften (nach Ruth Ronen: Possible Worlds in Literary Theory, 1994). Für die Hoffmann'schen Märchen soll nun gelten, dass eine Figur zwei „möglichen Welten" zugeordnet wird (wie etwa Anselmus der bürgerlichen und der wunderbaren Welt), wodurch verschiedene Formen der Ambivalenz entstehen (auf der Ebene des Figuren- und des Leserbewusstseins). Orosz weist auf eine ganze Gruppe von Figuren hin, die eine solche Doppelexistenz führen: Zum einen die „Zauberer-Figuren" (Celionati, Prosper Alpanus, Lindhorst) sowie Doppelgänger, die etwas Bedrohliches verkörpern (Coppelius/Coppola, Ignaz Denner/Trabacchio usw.). In den „Geschichten", deren Grundstruktur sie steuern, wird Ambivalenz niemals aufgelöst, wobei sich die Verfasserin natürlich auf

das Serapiontische Prinzip der „Duplizität" beziehen kann. Diese Beobachtungen sind nicht unbedingt neu, doch dienen sie der Typisierung des erzählerischen Materials. Im folgenden Abschnitt finden sich interessante Beispiele für signifikante „Grenzschreitungen" bzw. „Raumübergänge" (nach Lotman), die zu weiterführenden Analysen der „Türen" und „Korridore" – als Verbindungen zwischen „möglichen Welten" – anregen. Im letzten Kapitel stehen komplexe Handlungsmuster sowie Formen der Intertextualität im Mittelpunkt. Der Gang dieser Untersuchungen kann an dieser Stelle nicht referiert werden. Man braucht sich als Leser nur der logischen Stringenz zu überlassen, mit der Orosz von einfachen Bestimmungen zu immer spezifischeren Fallunterscheidungen gelangt. So werden in der Tat textübergreifende „Strukturen" der Ambivalenz sichtbar (wobei sich die Autorin – horribile dictu? – sogar einer logischen Formelsprache bedient).

Man mag sich zwar fragen, ob mit solchen Modellbildungen nicht die Besonderheiten einzelner Texte vernachlässigt werden. Doch das hängt davon ab, wie man die Ergebnisse der Studie auffasst. Nimmt man sie als Ausgangspunkt für die Interpretation individueller Werke (und nicht etwa begriffliche Reduktion der poetischen Sprache), so wird man von den präzisen Unterscheidungen sicherlich profitieren. Dies gilt besonders für die Abschnitte über (selbst- und fremdreferierende) Intertextualität. Hier stellt die Verfasserin einige Überlegungen vor, die geradezu zum Weiterdenken herausfordern. So wird beispielsweise Hoffmanns „Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden" als ein „umgekehrtes Märchen", genauer als „Kontrafaktur" des „Goldnen Topfes" bezeichnet. „Die Brautwahl" hingegen wird als „Parodie des eigenen Erzählmodells" apostrophiert, wobei das begriffliche Instrumentarium überzeugend auf die erzählerischen Details angewendet wird. Schließlich folgen aufschlussreiche Ausführungen über die Funktion von (erwähnten, erfundenen bzw. „erzählten") Bildern bei E.T.A. Hoffmann – ein Thema, das die Forschung seit geraumer Zeit beschäftigt. Von den formalästhetischen Analysen, die dieses Buch enthält, könnten einige Impulse ausgehen.

Vom Resultat her gesehen, liefert die Studie von Magdolna Orosz starke Argumente für die Modernität E.T.A. Hoffmanns, die sich vor allem aus der „Selbstreflexivität" und aus der „Intertextualität" ableiten lässt. Diese Einschätzung hat bereits eine Reihe von Vertretern. Ob Hoffmann damit aber in die Nähe der „Postmoderne" gerät, wie im Nachwort vermutet wird, mag umstritten bleiben. Insgesamt darf diese luzide Untersuchung als hochinteressanter erzähltheoretischer Beitrag zu E.T.A. Hoffmann bewertet werden.

Reinhard Heinritz (Bamberg)

Pottelberge, Jeroen van: Verbonominale Konstruktionen, Funktionsverbgefüge: vom Sinn und Unsinn eines Untersuchungsgegenstandes. Heidelberg: Winter, 2001 (= Germanistische Bibliothek; Bd. 12). 482 S.

Die verbonominalen Konstruktionen, die früher schonungslos der Sprachkritik ausgesetzt waren, sind heute Teil der Grammatiken. Sie werden in der Forschung teils semantisch (merkmalarmes Verb + merkmalreiches Substantiv), teils etymologisch (Verbal-, Adjektivabstrakta) charakterisiert. Es fehlt jedoch für diese Konstruktionen eine allgemein akzeptierte Bezeichnung, trotz der Tatsache, dass sie in vielen Sprachen vorkommen. Darüber hinaus steht noch eine genaue Abgrenzung aus, die diese Erscheinungen zu einer eigenen Klasse zusammenfassen würde. Die Forscher grenzen mit ihren oft sehr vagen Definitionsversuchen jeweils andere Konstruktionen ab, was eine Synthese der bisherigen Ergebnisse erschwert. Was die terminologische Vielfalt anbelangt, kann nicht einmal behauptet werden, dass bezüglich einer einzelnen Sprache (wie z.B. das Deutsche) Konsens darüber bestehe, was noch zu den verbonominalen Konstruktionen zu rechnen ist, geschweige denn, wenn man den Blick auf die nicht-germanistische Forschung richtet.

Van Pottelberges Arbeit gehört zu den wenigen kritisch gestimmten Werken, die die Ergebnisse bisheriger Untersuchungen auf ihren Aussagewert hin prüfen. Sein Ziel ist es dem Problem nachzugehen, ob die formalen und semantischen Merkmale, die uns in der Forschung bezüglich solcher Konstruktionen ständig begegnen, tatsächlich in Deckung gebracht werden und so eine eigene Klasse begründen können. Die Arbeit gliedert sich in zwei Hauptteile: In einen theoretischen Teil, der die Forschungspositionen erörtert, und einen empirischen Teil, der zwei Verben in verbonominalen Konstruktionen sowohl in ihrem heuigen Gebrauch als auch in ihrer historischen Entwicklung beschreibt.

Der erste Hauptteil besteht aus vier Kapiteln. Das erste Kapitel behandelt die grammatischen Abgrenzungsversuche. In der Forschung ist es unbestritten, dass „das Wesentliche eines Funktionsverbgefüges in seiner Form liegt" (S. 15). Die Verbindung bestehe zwischen einem Verb und einem Substantiv. Ist diese Verbindung nicht vorhanden, wird die Konstruktion nicht als Funktionsverbgefüge eingestuft. So werden Verb-Adjektiv-Verbindungen ausgeklammert, obwohl eine gemeinsame Kategorisierung möglich wäre, „weil beide eine prädikative Funktion erfüllen und mit einem stereotypen Verb gebildet werden" (S. 16). Dieses formale Kriterium (Verb-Substantiv-Verbindung) wird als selbstverständlich betrachtet. Seine Berechtigung werde jedoch weder begründet noch bezweifelt, nur stillschweigend mitverstanden. In Bezug auf Funktionsverbgefüge tauchen auch Bildungen wie „komplexe Prädikatsausdrücke" auf. Definiert wird hier aber ebenfalls nicht, wie mit Hilfe des Ausdrucks „Prädikat" zwischen Verben und Verbindungen eines Verbs mit anderen Wortarten zu trennen ist.

„Prädikat" sei an und für sich ein weites Problemfeld. Es bestehe kein Konsens darüber, ob es sich dabei um Syntaktisches oder Semantisches handelt, oder aber um beide Bereiche. Eine alternative Lösung bietet Jean Fourquets Konnexionsmodell, wo vom Verb als lexematische Einheit ausgegangen wird. Bei ihm geht „nur ein Glied mit dem ‚Kernteil', dem Verb, eine Verbindung ein, und erst in einer zweiten Phase verbindet sich ein zweites Glied mit dem daraus entstandenen Komplex als ganzem." (S. 27) Solche Verbindungen nennt er Konnexionen; mit ihrer Hilfe ist es möglich, die verschiedenen Verb-Substantiv-Verbindungen auf einer gemeinsamen Ebene zu behandeln. Die erste Konnexion kommt zwischen dem stereotypen Verb und dem Verbalabstraktum zustande, sie bilden zusammen eine Art primären Komplex. Dieser geht dann in die weiteren Konnexionen des Satzes ein. Des Weiteren wird noch das Problem der Valenz bei Funktionsverbgefügen behandelt. Durch einleuchtende Beispiele wird nachgewiesen, dass die Valenzeigenschaften, die die Forschung diesen Gefügen zuspricht, für Funktionsverbgefüge nicht typisch sind.

Das zweite Kapitel leistet eine umfassende Darstellung der englischsprachigen Forschung, die sich schon seit langer Zeit mit Verbindungen eines Verbs mit einem handlungsbezeichnenden Substantiv beschäftigt. Diese Forschungsrichtung geht nicht von dem Axiom aus, dass Verb-Substantiv-Verbindungen „eine eigenständige syntaktische Erscheinung darstellten (ohne Beziehung zu z.B. Verb-Adjektiv-Verbindungen)" (S. 66). Als Mangel muss jedoch hervorgehoben werden, dass eine etablierte Bezeichnung (wie etwa im Deutschen das ‚Funktionsverbgefüge'), die in den modernen deutschen Grammatiken als Terminus gehandhabt wird, im Englischen nicht vorhanden sei. Der oft benutzte Begriff „light verb" wurde von Otto Jespersen geprägt in dem Zusammenhang, dass „die in Rede stehenden ‚substantives from verbs without change' (durch ein Nullsuffix von einem Verb abgeleitet) oft mit dem Verb *to have* und ähnlichen „leichten" Verben kombiniert werden" (S. 68). Man muss aber in Betracht ziehen, dass die Forschung dieser Tatsache ungeachtet obigen Terminus gebraucht. Sie verwendet ihn in Anlehnung an Jespersen, aber aus den einschlägigen Beiträgen geht hervor, dass man stets etwas anderes darunter versteht. Die klassifikatorische Vielfalt bezeugen auch die in der Literatur auffindbaren Ausdrücke wie ‚complex verbs', ‚composite predicates', ‚verbo-nominal structures', ‚verbal phrases'.

Das dritte Kapitel ist dem Themenkreis ‚Aspekt und Aktionsart' gewidmet. Die theoretischen Ausführungen legen nahe, dass Funktionsverbgefüge keinen grammatikalisierten Aspekt zum Ausdruck bringen. Im deutschen Verbwortschatz findet man keine systematische Opposition mit einfachem Verb auf der einen Seite und Funktionsverbgefüge auf der anderen, die jeweils „eine obligatorische Aspektopposition bilden würden" (S. 213). In den Unterkapiteln werden dann die Beschreibungen von Elisabeth Leiss und Ulrich Detges vorgestellt, sowie das Modell von Peter Koch präsentiert. Diese Versuche, Aktionsarten als ein typisches Merkmal der Funktionsgefüge darzustellen, schei-

tern jedoch bei der Konfrontation mit konkreten Beispielen und zeigen eine interne Inkohärenz. In vielen Fällen sei dennoch eine aktionale Klassifikation möglich: a) die Funktionsverben lassen sich „entweder ihrer Bedeutung nach mit bestimmten Aktionsarten verknüpfen" (S. 247), (so drückt *bleiben* im Gegensatz zu *sein* das Andauern eines Zustands aus) oder b) sie weisen auf der Ebene der syntaktischen Verbindung Aktionsarten auf; so sei *gehen* erst in Verbindung mit einer Präpositionalphrase als ‚grenzbezogen' einstufbar, wie etwa bei *in Erfüllung gehen*. Das letzte Kapitel des ersten Hauptteils bearbeitet einerseits das Problem der Klammerfähigkeit, andererseits die Frage des fachsprachlichen Charakters verbonominaler Verbindungen.

Der zweite Hauptteil, der aus zwei Kapiteln besteht, ist empirischer Art, die Analysen sind synchronisch und diachronisch orientiert. Die Funktionsverben werden „in ihren spezifischen syntaktischen Konstruktionen" (S. 257) beschrieben. Anhand zweier Fallanalysen, die mit Hilfe der Verben *versetzen* und *bringen* durchgeführt werden, wird gezeigt, dass innerhalb der Gebrauchsmöglichkeiten dieser Verben keine Gruppe von Funktionsverbgefügen abgegrenzt werden könne. Diese zwei Verben gehören unterschiedlichen Typen an. Gemeint ist damit, dass *versetzen* im Grunde nur freie syntaktische Verbindungen ohne jegliche formale Restriktionen eingehe, *bringen* aber in manchen Fällen Restriktionen aufweise und oft Teil formal fixierter Wendungen sei.

Das sechste Kapitel hat die grammatikalisierten Verb-Substantiv-Verbindungen zum Gegenstand. Hier werden die Funktionsverbgefüge mit den deutschen *am*-Konstruktionen und den niederländischen *aan-het*-Konstruktionen verglichen. Das geschieht aus jener Überlegung, dass der niederländische *aan-het-* und der deutsche *am*-Progressiv die formalen und syntaktischen Kriterien erfüllen, die die Forschung an Funktionsverbgefüge stellt: nämlich die Nicht-Erfragbarkeit, Nicht-Pronominalisierbarkeit und Nicht-Attribuierbarkeit des nominalen Teils und den festen Artikelgebrauch. Trotz dieser Tatsachen werden diese Konstruktionen in der bisherigen Forschung beinahe völlig außer Acht gelassen.

Als Fazit kann gesagt werden, dass der erste, theoretisch orientierte Hauptteil den in der Einleitung gestellten Zielen gerecht wird. Der Autor weist nach, dass die thematisierten Konstruktionen keine gemeinsame Klasse bilden und mit den bisherigen Merkmalen und Begriffen nicht erklärt werden können. Im zweiten Hauptteil ist er dann bemüht, diese Verbindungen zu deuten. Ein wichtiger Unterschied zu früheren Analysen liegt darin, dass ausgewählte Valenzmuster der Verben *bringen* und *versetzen* erschöpfend beschrieben werden und nicht nur diejenigen Konstruktionen, die mit einem Abstraktum oder Nomen actionis gebildet sind. Jedes Kapitel wartet am Ende mit einer knappen Zusammenfassung auf, das Sachregister ermöglicht dem Leser eine sehr gute Orientierung.

Petra Molnár (Szeged)

Riedel, Volker: Antikenrezeption in der deutschen Literatur vom Renaissance-Humanismus bis zur Gegenwart. Eine Einführung. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2000. 515 S.

Über die Problematik der Antikenrezeption in der deutschen Literatur sind bisher eher Einzelanalysen bzw. Spezialarbeiten erschienen. Sie betreffen entweder die Nachwirkung antiker Dichter, Gattungen und Motive in den einzelnen Epochen oder die Beziehungen bestimmter Autoren zur Antike. Aus diesem Grund ist Volker Riedels Versuch, die Antikenrezeption in der deutschen Literatur vom Renaissance-Humanismus bis zur Gegenwart darzustellen, einzigartig. Der Autor ist sich dessen bewusst, dass das Phänomen der literarischen Antikenrezeption erst dann vollständig erfasst ist, wenn es in einem historisch-philosophischen, alle Künste einschließenden Zusammenhang dargestellt wird. (S. 3) Aus praktischen Gründen und weil er sich auf die Herausarbeitung der Spezifika auf einem bestimmten Gebiet konzentriert, beschäftigt er sich nur in begrenztem Maße mit den Wechselbeziehungen zwischen Literatur und den bildenden Künsten oder Wissenschaften bzw. mit den Verhältnissen der deutschen Literatur zu fremdsprachigen Literaturen.

Der Begriff der Antikenrezeption wird klar umrissen. Das Nachleben der Antike ergibt sich einerseits fast automatisch durch die nie nachlassende Wirkung „der Alten", andererseits durch eine bewusste Rezeption der nachfolgenden Kulturen. Bei letzterer fragt Riedel nach der Funktion antiker Sujets, den Umgangsformen mit den Vorbildern, den historischen Erfahrungen, die die Autoren in ihren Werken zur Aufnahme antiker Muster motivieren. Die Attraktivität der Antike wird mit ihren spezifischen Zügen erklärt. Diese sind erstens ihr unverwechselbarer Individualismus, und zweitens der Mythos. Die griechischen und christlichen Mythen unterscheiden sich vor allem darin, dass sich bei den Griechen keine normative und dogmatische Theologie entwickelt hat. Dieser Charakterzug ermöglichte bereits den griechischen Dichtern einen freien Umgang mit den Mythen. Hans Blumenberg nennt dies „Arbeit am Mythos". Daraus ergibt sich, dass die modernen Autoren nicht mit den ursprünglichen, sondern mit den ergänzten bzw. umgearbeiteten Formen konfrontiert werden. Riedel entdeckt hier vielleicht das wichtigste Spezifikum des antiken Erbes. Der Autor, der die Antike rezipiert, kann sich als Glied eines großen weltliterarischen Prozesses begreifen.

Welchen konkreten Charakter die Antikenbegegnung in den jeweiligen Epochen hat, bestimmt die Zeit und natürlich die Persönlichkeit des Autors. In diesem Bereich werden bei den einzelnen Epochen und Autoren die folgenden Probleme akzentuiert: Erstens wird nach den Beziehungen zwischen Antike und Moderne gefragt. Die Renaissance hat auf das Altertum zurückgegriffen und seine Vorbildlichkeit anerkannt. Und dies ist auch der Grund dafür, dass sie ihre Überlegenheit über das Mittelalter behauptet hat. Der Klassizismus betonte ebenso die Vorzüglichkeit der Antike und forderte von den Künstlern, sich an den antiken Werken zu schulen. Diese

Überzeugung kommt zu ihrem vollen Ausdruck in der Theorie und Dichtung der Weimarer Klassik. Am Beispiel der Ästhetik von Schiller bzw. der Gebrüder Schlegel wird aber auch gezeigt, dass einige Theoretiker dieser Zeit dazu fähig waren, neben dem antiken Vorbild die Eigenart bzw. Eigenständigkeit der Moderne zu akzeptieren oder höher als die Antike einzuschätzen. Die Literaturbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts weisen einerseits ähnliche Tendenzen auf, andererseits erfolgt ein bedeutender Umbruch, wie Riedel an Kafkas Beispiel zeigt: „In seinem literarischen Werk hat Kafka auch ausdrücklich auf antike Mythen Bezug genommen: vor allem in den kurzen Prosatexten ‚Das Schweigen der Sirenen', ‚Prometheus' und ‚Poseidon' aus den Jahren 1917, 1918 und 1920. Es sind jeweils verfremdende und entheroisierende, deformierende und destruierende Neudeutungen, die eine gravierende Umwertung des tradierten Mythos darstellen." (S. 295)

Zweitens geht Riedel der Frage der Nachahmungspoetik nach. Die Konzeption der unbedingten Musterhaftigkeit der Alten ist für die Renaissance und Klassik bezeichnend, die sich an deren Leistungen gemessen haben. Riedel belegt aber überzeugend, dass die Antike nicht nur Muster, sondern auch Beispiel für die Art und Weise dichterischen Schaffens war. Damit hängt ebenfalls zusammen, dass die Epochen seit der Renaissance durch die Spannung zwischen der Kanonisierung der Antike und Bewegungen bestimmt werden, welche die sakrale Verehrung „der Alten" relativieren.

In einem 3. Schwerpunkt geht es um die Akzentsetzung des jeweiligen Autors bzw. der Epoche, d.h. ob Bezug auf Rom oder auf Griechenland genommen wird. Roms Vorbild überwiegt in der literarischen Antikenrezeption von der Renaissance bis zur Klassik. Der Autor beleuchtet in diesem Zusammenhang auch das Verhältnis zwischen der römischen Antike und der eigenen germanischen Vergangenheit. Die Entdeckung der Antike, besonders der römischen, z.B. in der deutschen Renaissance- und noch ausgeprägter in der Barock-Literatur, ging einher mit dem Erwachen des deutschen Nationalstolzes, wie dies anhand eines Romans von Daniel Casper von Lohenstein „Großmüthiger Feldherr Arminius oder Hermann als ein tapfferer Beschirmer der deutschen Freyheit, nebst seiner durchlauchtigen Thusnelda" nachgewiesen werden kann. In diesem Roman werden „das naturhafte" und „freiheitliche Leben der Germanen" und „das lasterhafte, prunkliebende Leben der Römer" einander gegenübergestellt. (S. 99) Während die griechische Antike vom 15. bis zur Mitte des 18. Jahrhundert sporadisch in den literarischen Werken rezipiert wird, verursacht Winckelmanns Wirken einen bedeutenden Wendepunkt in der deutschen und der europäischen Antikenrezeption. Das römische Vorbild wird durch das griechische abgelöst.

Viertens wird untersucht, ob bestimmte Werke und Autoren oder das antike Leben im Allgemeinen beispielhaft wirken. Besonders in der Weimarer Klassik wird dem Griechentum eine fast sakrale Verehrung entgegengebracht, in dieser Zeit versucht man, das Leben der

Griechen „zurückzuholen". Das Wirken einzelner Autoren – wie von Vergil, Ovid, Pindar und Homer – war für sie allerdings noch bedeutsamer.

Die rezeptionsgeschichtliche Ausrichtung dieses Buches macht die Konzentration auf Entwicklungslinien und Zusammenhänge erforderlich. Dabei rückt Riedel besonders die Autoren ins Blickfeld, die für das Antikenverständnis oder für die Entwicklung der deutschen Literatur charakteristisch sind. Der chronologische Aufbau des Buches versucht der sogenannten inneren Chronologie der Literatur zu folgen. Im Vordergrund stehen der Autor, das dichtende Individuum und die Entwicklung, die es durchlaufen hat. Richtig interessant wird es bei solchen Autoren, die fast durch ein ganzes Menschenalter literarisch tätig waren und dabei bedeutende Wandlungen durchgemacht haben. Am Beispiel von Goethe, Wieland oder Hauptmann wird gezeigt, dass trotz zeitbedingter Veränderungen „eine in der Persönlichkeitsstruktur verankerte Grundhaltung konstant bleibt" (S. 10). In Goethes Fall formuliert Riedel es folgendermaßen: „Wichtiger als einzelne Quellen und Einflüsse waren für ihn der innere Gehalt und der Stil eines antiken Autors und einer antiken Gattung, die Rezeption antiker Harmonie und Diesseitigkeit schlechthin. Die Begegnung mit den ‚Alten' diente in erster Linie der literarischen Auseinandersetzung mit der Gegenwart, der Artikulation des eigenen Lebensgefühls." (S. 170)

Zu Beginn jedes Kapitels werden die wichtigsten Tendenzen der jeweiligen Epoche und deren Zusammenhang mit der Antike-Rezeption skizziert. Selbst die für die einzelnen Kapitel verwendeten Epochenbegriffe werden im Sinne der bereits erwähnten inneren Chronologie eher als Orientierung aufgefasst. Barock und Romantik sind im Riedelschen Sinn Bezeichnungen für Tendenzen, die in einem bestimmten Zeitraum für das Schaffen der meisten Intellektuellen typisch waren. Neben dem Typischen werden aber auch die untypischen, über ihre eigene Zeit hinausweisenden Elemente und Tendenzen erwähnt. Das ermöglicht dem Autor, Künstlerindividuen und ihre Antikenbilder in den Vordergrund zu stellen.

In der Vorbemerkung wird die ziemlich breitgefasste Ziel- bzw. Lesergruppe des Buches angegeben. Das Buch wendet sich in erster Linie an Germanisten und klassische Philologen. Darüber hinaus ist es Historikern, Theater-, Kunst- und Musikwissenschaftlern zu empfehlen. Aufgrund der präzisen Begriffs- und Problemerklärungen ist es besonders geeignet, Studenten in das Thema der Antikenrezeption einzuführen. Einer solchen Zielsetzung entspricht auch die umfangreiche Bibliographie, die über die wichtigsten Arbeiten zu Fragen der Antikenrezeption insgesamt sowie zu den einzelnen Epochen und Autoren informiert.

Mónika Cseresznyák (Szombathely)

Schmidt, Thomas: Der Kalender und die Folgen: Uwe Johnsons Roman „Jahrestage". Ein Beitrag zum Problem des kollektiven Gedächtnisses. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2000 (= Johnson-Studien 4). 385 S.

Mit Thomas Schmidts Beitrag zu einem der heutzutage meistinterpretierten Erzähltexte „Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl" liegt schon der vierte Band einer Studien-Serie vor, die dem Schaffen des Schriftstellers Uwe Johnson gewidmet ist. Die sich aus dem Forschungsstand ergebende Schwierigkeit – d.h. einen bisher unentdeckten Eingang zu finden, wodurch man nicht nur in den Text, sondern auch in die Forschungsgeschichte einmarschieren kann – scheint der Interpret durch eine einfache Idee zu meistern. Sie betrifft die vielleicht offensichtlichste, jedoch bisher übersehene Stelle von Johnsons Opus magnum: den Titel. „Die vorliegende Untersuchung beruht auf der schlichten Annahme, daß ein Buch, das den Titel *Jahrestage* trägt, auch von Jahrestagen handeln muß" (S. 11) – heißt es in den einleitenden Worten von Schmidt, der den Gang der Interpretation dadurch bestimmt, dass er die Folgefragen unmittelbar aus der Analyse der im Titel genannten kulturellen Mnemotechnik ableitet. So gelangt er zu einer kalendarischen Grundstruktur, deren Folgen er sowohl auf textanalytischer als auch auf kulturtheoretischer Ebene nachgeht.

„Der Kalender und die Folgen" – 1998 in Göttingen als Dissertation angenommen – besteht aus zwei Teilen, in denen der Erwartungsraum bzw. die Kalender der „Jahrestage" erfasst werden. Diesen sind die kurzen, jedoch erschöpfenden Interpretationen von vier Tageskapiteln vorangeschickt, die Johnsons Programm und Erzähltechnik aufklären und zugleich Schmidts Interpretationsstrategie demonstrieren.

In der Einleitung (Kap. 1) wird das Tageskapitel vom 3. November, in dem der Schriftsteller Uwe Johnson vor dem Jewish American Congress namentlich auftritt, als Schlüsselstelle und Programm des Romans interpretiert. Dabei orientiert sich Schmidt an Gérard Genettes strukturalistischer Erzähltheorie, verfolgt die intertextuellen Spuren des Erzählens bis hin zu Goethe, um letzten Endes das Programm des Schriftstellers formulieren zu können: „Er verfasst eine Erzählung über den Umgang der Deutschen mit ihrer Vergangenheit" (S. 18).

Unter dem Titel „Drei Beobachtungen" (Kap. 2) interpretiert Schmidt den 1. April, 4. Juli bzw. 3. Oktober, um die Analyse des Romantitels (Teil I) vorzubereiten und je ein Beispiel für die Festkreise – d.h. mitreisende, angetroffene bzw. jüdische Jahrestage (Teil II) – zu liefern, die im Leben der aus Ostdeutschland nach New York ausgewanderten Hauptfigur im Erzähljahr zwischen dem 21. August 1967 und dem 20. August 1968 eine Rolle spielen. In jedem dieser Tageskapitel entdeckt der Interpret das Verfahren, mit dem Johnson die über den Roman verstreuten Themen und Motive verknüpft und komplexe Sinnzusammenhänge codiert. Wie Schmidt anhand dieser Gedenktage überzeugend darlegt, „gilt [Gesine Cresspahls] Gedächtnis nicht allein der eige-

nen Familie, sondern mündet auch für diese in den Raum der Politik und der Geschichte. [...] Stets verweist die Erinnerung auch mit ihren privaten und individuellen Aspekten ins Kollektive und Öffentliche" (S. 49).

Nach den drei Beobachtungen beginnt der eigentliche erste Teil der Untersuchung. Zuerst erfolgt die Identifikation des Romantitels (Kap. 3.1) und der Basisstruktur (Kap. 3.2), dann wird die Relation Titel – Basisstruktur – Text erörtert (Kap. 3.3). Das alles geschieht unter dem Titel „Differenz" (Kap. 3). Er verweist darauf, dass die vorliegende Untersuchung „in erster Linie nach dem Unterschied und erst dann nach der Kontinuität im Verhältnis der *Jahrestage* zu den früheren Texten ihres Autors" (S. 14) bzw. zu literarischen Texten anderer Autoren fragt. Schmidt stellt so fest, dass die größtmögliche referenzielle Kohärenz zwischen Titel, Textinhalt und Darstellungsverfahren, die Johnsons frühere literarische Schriften charakterisiert, in diesem Roman mit invers gesetztem Vorzeichen versehen wird. „Hier wird die Geschichte in die Form eingepaßt, die damit einen Eigenwert gegenüber den Erzählinhalten behauptet" (S. 87). Diese Form aber rückt den Roman – und hier kehrt Schmidt der bisherigen Forschung und vorübergehend auch dem begrenzten Feld der Literatur den Rücken – nicht in die Kategorie des literarischen Tagebuchs; sie liegt eher dem Kalender, d.h. einem Instrument des kollektiven Gedächtnisses, nahe. „Als *Erwartungsraum* der *Jahrestage* soll daher nicht der konventionalisierte Rezeptionsraum verstanden werden, auf den der Text als ein literarischer trifft, sondern jener, den er sich als einen kulturellen selbst eröffnet, indem er sich auf ihn bezieht." (S. 88)

Um diesen Erwartungsraum zu umreißen und Begriffe für die weiteren Interpretationen bereitzustellen, schließt sich Schmidt den kultur-anthropologischen Debatten an. Aus Mangel an einer von der Religions-, Kultur- oder Sozialwissenschaft ausgearbeiteten Systematik des Jahrestags schafft er einen eigenen interdisziplinären Beitrag zu einer Theorie kalendarischen Erinnerns (Kap. 4). Schmidt fragt nach der Mnemotechnik, Funktion, Anordnungskompetenz, Identifizierung, Begehung und dem Inhalt des Jahrestags, während er die Herkunft des Jahrestags, die Bedeutung des Jahrestags und Kalenders für kollektive Gedächtnisse (Kap. 4.1 und 4.2) sowie die Institution Jahrestag in einer globalisierten Informationsgesellschaft (Kap. 4.3) diskutiert.

Da Schmidts theoretische Überlegungen „den Anspruch auf Selbstständigkeit" (S. 102) mit vollem Recht erheben können, bleiben die hier bereitgestellten Begriffe in den weiteren Textinterpretationen zum Teil unausgenutzt. Ein besonderes Verdienst des vorliegenden Buches liegt aber gerade darin, dass sein Verfasser das Verhältnis zwischen theoretischem Diskurs und literarischem Text als ein dialogisches betrachtet und sich deshalb weigert, seine Theorie in der Literatur im Ganzen wiederzufinden und zu verifizieren.

Unter dem Titel „Literatur" (Kap. 5) wird nach Johnsons Umgang mit der kulturellen Mnemotechnik Jahrestag in einem fiktionalen Text gefragt. Dabei wird gezeigt, dass der Einsatz der Jahrestage „ein komplexes Bedeutungsfeld auf knappstem Raum" (S. 158)

schafft und dass Johnson um einige der Jahrestage ein „offenes Geheimnis" (S. 159) macht. Ein *offenes*, da er mit dem Titel auf sie hindeutet, und *Geheimnis*, da er sie „in einem Geflecht von Fingerzeigen und Anspiegelungen" (S. 23) verbirgt. Schmidt legt dar, dass die Identifizierung dieser Jahrestage von der kulturellen Disposition des Lesers als eines Benutzers von Kalendern abhängt. Die kalendarische Basisstruktur fungiert dabei als eine Art Membran: Sie „gewährt, formt und verhindert [...] den Bedeutungstransfer zwischen literarischem Text und nichtliterarischer Realität" und „verändert[t] ihre Permeabilität durch Außenreizung", die vom Rezeptionsgestus abhängt (S. 163). Nachdem Schmidt die Funktionsweise des Kalenders veranschaulicht hat (Kap. 5.1), legt er dar, dass der Autor mit dieser Strukturwahl auf die Legitimationskrise der Literatur in den 60er Jahren reagiert. Mit Hilfe des Kalenders, der auch in der Lebenswelt Geltung hat, opponiert Johnson „gegen die ‚Trostlosigkeit' der Fiktion" (Titel des Kapitels 5.2). Schmidt beendet den ersten Teil mit der Skizze eines philologischen Instrumentariums, mit dem die Fingerzeige des Romans gelesen werden können (Kap. 5.3).

Mit kulturologischen und philologischen Begriffen ausgerüstet, beginnt die Untersuchung im zweiten Teil, den kalendarischen Anspielungen im Text zu folgen und die Jahrestage auf systematische Weise zu behandeln. Diese teilt Schmidt in vier Gruppen: (1) private Jahrestage der Familie Cresspahl, (2) öffentliche Jahrestage aus der christlichen, kulturellen und politischen Geschichte Deutschlands, (3) politische Jahrestage der USA und (4) jüdische Jahrestage. Schmidt stellt fest, dass die Protagonistin zu diesen vier kalendarischen Einheiten jeweils differierende Positionen bezieht: Die ersten beiden Gruppen, d.h. „die mitreisenden Jahrestage", illustrieren Gesines Disposition für diese Kulturtechnik (Kap. 6.1); „die angetroffenen Jahrestage" in der dritten Gruppe prüfen die Tauglichkeit dieser Technik für das Erinnerungsprojekt der Protagonistin (Kap. 6.2).

Obwohl der Roman die im Titel genannte kulturelle Mnemotechnik als Mittel gegen das Vergessen zurückzuweisen scheint, begeht er die Jahrestage der letzten Gruppe narrativ mit. Schmidt erörtert diese Entdeckung im siebten und zugleich letzten Kapitel seiner Untersuchung. Er zielt auf die Offenlegung des vom jüdischen Festkreis getragenen Referenztextes, an dem Johnson das deutsch-jüdische Verhältnis nach dem Holocaust thematisiert. Zuerst zeigt Schmidt (Kap. 7.1), dass der Roman „Jahrestage" symbolisch erst mit dem Beginn des jüdischen Jahres einsetzt. „Am jüdischen Jahr formuliert der Roman sein Programm, und das heißt Überlieferung – im Text und als Text" (S. 24). Dann legt er dar (Kap. 7.2), dass sich das zentrale Mnemotop – das Haus, in dem Gesine Cresspahl ihre Kindheit verbrachte – „symbolisch vom *Haus der Schuld und der Vergangenheit* zum *Haus der Überlieferung und der Gegenwart*" entwickelt, „das um der Zukunft willen letztlich aufgegeben wird" (S. 24). Schließlich fragt Schmidt nach dem Gebot der Überlieferung (Kapitel 7.3) und stellt Folgendes fest: „Die *Jahrestage* überliefern die Überlieferung als Problem" (S. 351), jedoch „[d]ie Hände des Lesers bleiben indes nicht

leer. In ihnen liegt am Ende jene *Überlieferung ohne Gebot*, die nicht sagt, was sie sein will, um zu sein, was sie nicht sagen kann" (S. 353).

„Der Kalender und die Folgen" kann jedem Literaturwissenschaftler empfohlen werden, der einen faszinierenden Roman sowie eine methodologisch konsequente und einfallsreiche Interpretation kennenlernen möchte. Für Johnson-Forscher enthält das Buch auch eine Zusammenfassung und Kritik der bisherigen Fachliteratur und in Fußnoten weitere Forschungsthemenempfehlungen.

Andrea Némedi (Szeged)

Simon, Tina: Rilke als Leser. Untersuchungen zum Rezeptionsverhalten. Ein Beitrag zur Zeitbegegnung des Dichters während des ersten Weltkrieges. Frankfurt a.M., Berlin, Bern u.a.: Peter Lang, 2001 (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur; Bd. 1785). 416 S.

Trotz des enormen Umfangs der Rilke-Literatur ist das Thema ‚Rilke als Leser' bisher nur in Studien zu Einzelrezeptionen (wie zu Klopstock, Goethe, Hölderlin, Paul Valéry u.a.m.) und eher dokumentarisch (etwa in der „Rilke-Chronik" von Ingeborg Schnack) erschlossen, aber noch nicht gewertet worden. So verspricht Tina Simon eine wesentliche Lücke der Forschung zu füllen. Die in Leipzig verteidigte Dissertation hat einen logischen und geschlossenen Aufbau: In den ersten drei Kapiteln (S. 7-41) werden die theoretischen Grundlagen formuliert, im abschließenden sechsten (S. 353-363) die Ergebnisse zusammengefasst. Den größten Teil des Werkes (S. 42-324) macht das vierte aus, das Rilkes in seinen Briefen erwähnte Lesestoffe in acht Gruppen behandelt. Das fünfte Kapitel befasst sich mit der Lektortätigkeit des Dichters bei Axel Juncker und beim Insel-Verlag.

Die theoretische Grundlage ist rezeptionsästhetisch, sie geht von der „Kompetenz des Lesers zur Mitgestaltung am Werk" (S. 14) aus. Über ihre Methode sagt die Verfasserin: „Die Dokumente wurden parallel nach zwei Gesichtspunkten untersucht; zum einen, welche Lektüren bzw. Rezeptionsgegenstände erwähnt wurden und welche ergänzende Charakteristik der jeweilige Gegenstand erfuhr, [...]" (S. 11). Die Untersuchung des zweiten Gesichtspunktes führt Tina Simon am Ende zu folgender Feststellung: „Zwei herausragende Merkmale des Leseverhaltens betreffen fast alle Lektürebereiche. Es ist zum einen die Herausbildung einer *selektiven Rezeption*. Zum anderen ist eine *Zeitbezogenheit* im Lektüreverhalten hinsichtlich Intensität, Auswahl und auch des Umgangs mit Rezeptionsgegenständen feststellbar. [...] Es zeigt sich eine an allem Nicht-Fiktionalen zu beobachtenden phänomenologisch orientierte und Systematisierung ablehnende Auffassung einzelner Lehren und Erkenntnisse, ein eher unbewußt als Schablone verwendetes, ahistorisches Geschichts- und Weltbild und schließlich der betont

unwissenschaftliche und ausdrücklich dichterische Umgang mit Wissenschaftlichem und Theoretischem." (S. 356, Hervorhebung von T.S.) Es ist schade, dass die Verfasserin nicht nach den Beweggründen dieses Leseverhaltens fragt, denn dann hätte sie herausarbeiten können, dass darin die bewusste Negation der Scheinwerte des Bildungsbürgertums, ja überhaupt des Bürgertums und des Nationalen zum Ausdruck kommt. Da die historische Betrachtung zu Rilkes Zeiten eine nationale war, ist es verständlich, dass der Dichter das Gelesene nur ontologisch wertete und auf eine Betrachtung im historischen Prozess verzichtete.

Die Lesestoffe werden im vierten Kapitel in acht Gruppen gegliedert, wobei es zwischen den einzelnen beträchtliche Überschneidungen gibt. In der ersten Gruppe ist die Grundlage der Auswahl Rilkes Interesse für das Leben anderer Menschen, hierher gehören Briefe, Tagebücher, Biographien und Autobiographien. In der zweiten werden Bücher behandelt, die mit Rilkes Reisen, den einzelnen Ländern und Ortschaften zusammenhängen. Das dritte Unterkapitel ist „Historisch und zeitgeschichtlich begründete Lektüre" betitelt. Dieses Zusammenziehen von zwei Gebieten ist problematisch, da Rilkes Beweggründe in den beiden Fällen unterschiedlich sind. Aufgrund seiner ahistorischen Geschichtsauffassung liest Rilke auch historische Werke mit biographischem Interesse. Tina Simon stellt selbst fest: „Geschichte ist das Arsenal des Menschlichen, das Panorama menschlichen Seins." (S. 82) Die vierte Gruppe bilden die Werke zeitgenössischer Autoren. In einem „Exkurs" stellt die Autorin die Beziehungen Rilkes zu Dichtern wie Johannes R. Becher, Richard Dehmel, Else Lasker-Schüler u.a.m. dar. Sie verzichtet jedoch auf die Vorstellung der Lektüren von Hugo von Hofmannsthal, Stefan George, Karl Kraus, Thomas Mann, Franz Werfel und Georg Trakl, mit der Begründung, dass diese „bereits mehrfach zu Rilke in Beziehung" gesetzt worden sind (Fußnote S. 168). So entsteht ein sehr unausgewogenes Bild des im Titel angegebenen Themas. In Form eines Forschungsberichts hätte Tina Simon die bisherigen Ergebnisse zusammenfassen oder zumindestens die diesbezüglichen Arbeiten bibliografisch erschließen sollen.

Die anonymen Märchen, Legenden werden als eine eigenständige Gruppe der Lektüren behandelt. Die sechste Gruppe wird unter dem Titel „Lektüre aus dem 18. und 19. Jahrhundert, Schwerpunkte der Romantik-Rezeption" untersucht. Hierher gehören die Klassiker der deutschen Literatur, der unglücklich gewählte Titel verdeckt aber das Wesentliche in der Veränderung von Rilkes Leseverhalten nach 1910. Von den Romantikern las er in erster Linie Briefe und autobiographische Schriften, die nach der Systematik dieser Dissertation zur ersten („biographisch begründeten") oder der letzten, achten Gruppe („schreibende Frauen") gehören und eigentlich nichts Neues an Rilkes Interessen zeigen. Neu ist aber, dass Rilke seit 1910 in seinen Briefen über die Beschäftigung mit Goethes, Klopstocks, Hölderlins, Kleists, Büchners und Stifters Werken berichtet. Sie bilden einen wesentlichen Teil von Rilkes Versuch, durch den Anschluss an die Tradition aus seiner künstlerischen und Lebenskrise (Simon

nennt sie „Rilkes Chandos-Krise") herauszukommen. Eine umfangreiche Lektüregruppe bilden die philosophischen, naturwissenschaftlichen, kunstgeschichtlichen und psychologischen Werke, die Rilke ebenso „eklektisch" (S. 246) ausgewählt hat, wie die übrigen Bücher.

Tina Simon gründet ihre Arbeit ausschließlich auf Lesestoffe, die Rilke in seinen gedruckten Briefen erwähnt. Die Zahl dieser Erwähnungen beträgt mehr als eintausend, aber die Autorin selbst gibt in einer Fußnote zu, dass Rilke „mehr Werke rezipiert hat, als er in seinen Briefen reflektiert." (S. 38) Dieses Auswahlkriterium beschränkt die Gültigkeit der Aussagen über Rilke als Leser selbstverständlich wesentlich. Viele Werke, die der Dichter gelesen hat, werden in den Briefen tatsächlich nicht erwähnt. Man könnte zum Beispiel Platon nennen, dessen „Phaidros" in der ersten „Duineser Elegie" – „Denn das Schöne ist nichts / als des Schrecklichen Anfang" – wiederklingen, den Rilke aber in keinem seiner Briefe erwähnt. Sehr fragwürdig ist die Feststellung, dass man die „Lektüre-Beziehung" von „dem privaten, funktionalen oder offiziellen Umgang, ‚nur' mit der Person" trennen soll (S. 121). Wenn Rilke gewisse Werke nicht erwähnt, ist das kein Beleg, dass er sie nicht gelesen hat. So ist zum Beispiel auch kaum anzunehmen, dass er, der Jahre lang Kontakt zu Walther Rathenau hatte (und bei dessen Tod seiner Schwester zwei Briefe schrieb), nichts von ihm gelesen hat. Um Rilkes Lektüren kennenzulernen, sollte man sich seine erhalten gebliebenen Bücher und seine persönlichen Anstreichungen anschauen. Die brieflichen Erwähnungen aber zeigen einen sehr unterschiedlichen Grad der Aneignung. Auch wäre es für die Rilke-Forschung von größerem Nutzen gewesen, wenn Simon der Frage nachgegangen wäre, wie sich seine Lektüren in seinen Werken widerspiegeln.

Ein weiteres methodisches Problem stellen die ergänzenden Bemerkungen des Dichters zu den einzelnen Lektüren dar. Sie sind nämlich oft von den Erwartungen des Adressaten seiner Briefe bestimmt. Aus der Korrespondenz stellt sich klar heraus, dass Rilke nicht nur als „Lektor", sondern auch sonst viele Bücher zugeschickt bekam, und die Absender eine Reaktion erwarteten. Oft sind seine Äußerungen nicht eindeutig. Ein Beispiel stellt die Erwähnung Alfred Momberts im Briefwechsel mit Hans Reinhardt dar. In einer tabellarischen Übersicht des Anhangs führt Simon für November 1919 Momberts „Geschichte meines Lebens" an (S. 390, im Text selbst befasst sie sich nicht damit), die Reinhardt ihm zuschickte. Am 26.11. 1919 bestätigt Rilke den Erhalt des Buches und fügt hinzu: „alles das bleibt für Lesung fürs Tessin". Er kommt aber erst dreieinhalb Jahre später, am 30.7. 1923, auf Mombert zurück: Ohne einen Titel zu nennen, lobt er dessen Dichtung, „die mir schon so früh, bestimmend, nahte und der ich Treue halten durfte, mit jedem Jahre tiefer in sie eindrigend". Diese Äußerung dürfte aber kaum der autobiographischen „Geschichte meines Lebens" gegolten haben.

Mit der Inventarisierung der Lektüreerwähnungen in Rilkes Briefen hat Tina Simon ohne Zweifel eine große Arbeit geleistet; philologisch gesehen ist ihr Buch aber oft unbefriedigend. Auf der Seite 73 schreibt sie zum Beispiel: „Rilke liest neben Muratori eine Aus-

KÖNYVTÁR Germanisztikai Tanszék DEBRECENI

gabe der *Chronik Frankreichs, Englands und der Nachbarländer* von Jean Froissart (1337-1410)." In der Fußnote fügt sie hinzu: „Erschienen in der Reihe *Panthéon littéraire*." Die Fußnote klärt den Leser zwar auf, dass Rilke das Froissart-Buch nicht deutsch, sondern französisch gelesen hat, unklar bleibt aber wann und wo er das Buch in seinen Briefen erwähnt. In der tabellarischen Übersicht wird der Titel in einer gekürzten französischen Form angeführt und auf die Korrespondenz mit der Fürstin Thurn und Taxis hingewiesen, die tabellarische Übersicht ist aber im Namensregister des Buches nicht erschlossen. Hier hätte man auch darauf eingehen müssen, dass Rilke dieses Buch bereits viel früher in Paris gelesen und als Quelle des „Malte"-Romans verwendet hat. Im Zusammenhang mit der Begeisterung des Dichters für Rabindranath Tagores Gedichtband „Gintajali" schreibt die Verfasserin zwei Seiten über Tagore und zitiert von ihm Gedichte, aber weder in der Gideschen Übersetzung, die Rilke lobte, noch aus der deutschen Ausgabe des Kurt Wolff Verlages, die Rilke kannte. Sie verwendet eine 1985 veröffentlichte Übersetzung, ohne den Namen des Übersetzers zu nennen. (S. 75) Manchmal werden unnötige Angaben in den Fußnoten mitgeteilt, und für die Forschung wichtige außer Acht gelassen, so stellt sie fest: „Rilke rezipiert Unzähliges von zeitgenössischen Autoren in (teils abonnierten) literarischen Zeitschriften. / Er erwähnt die Lektüre von *Der Brenner*, *Simplizissimus* und *Der Sturm*, [...]" (S.126, Hervorhebung von T. S.). In der Fußnote erklärt sie über „Der Sturm": „Herausgegeben von Herwarth Walden 1910-1932", was man wissen sollte. Interessanter wäre aber, wann und wo Rilke über die Zeitschrift in seinen Briefen schreibt.

Tina Simon hat eine Unmenge von Rilkes Korrespondenzen bearbeitet, alle Einzelausgaben, die für den relevanten Zeitraum von Bedeutung sind, zählt sie im „Siglenverzeichnis" auf. Unverständlich ist jedoch, dass sie die bereits in den dreißiger Jahren von Rilkes Tochter herausgegebenen Bände „Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914" und „Briefe aus den Jahren 1914 bis 1921" nicht bearbeitet hat. Simons Buch ist zwar eine unverzichtbare Hilfe für die spätere Forschung, aufgrund seiner inhaltlichen und philologischen Mängel bleibt das Thema ‚Rilke als Leser' aber ein weiteres Forschungsfeld.

Ferenc Szász (Budapest)

Stoyanné Peér, Hajna: Lesebuch zur deutschen Kinderliteratur. Budapest: Tankönyvkiadó, 1992. 406 S.
Szőts, Éva (Hg.): Handbuch zur deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur. Didaktische-methodische Überlegungen vom Kinderreim bis zum umgeformten Märchen. Baja: Pädagogische Fakultät der Eötvös József Hochschule, 1998. 159 S.
Stoyan, Hajna/ Spinner, Kaspar H./ Németh, Mária: Moderne deutschsprachige Kinder- und Jugendliteratur. Überblick, Didaktik, Texte. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 2000. 432 S.

Kinderliteratur ist ein vernachlässigter Bereich der Literatur und ein in unwürdiger Weise in die Hauptschullehrerbildung verbanntes Fach. Das steht im Widerspruch zur Tatsache, dass sich die Dichter aller Völker auch in den Genres der Kinderliteratur erprobt haben. Die größten Lyriker schrieben auch ausgezeichnete Kindergedichte und -lieder, weil sich wohl in jedem großen Künstler auch ein Kind verbirgt.

Wenn man sich im Gymnasium oder an der Universität mit dem dichterischen Schaffen eines Schriftstellers beschäftigt, werden seine Kindergedichte meist verschwiegen. Werden z.B. „Óda" oder „Eszmélet" von Attila József behandelt, wird „Mama" nicht erwähnt, obwohl es genauso wertvoll ist. Wer weiß schon, dass Goethe Kindergedichte wie „Ich bin so guter Dinge" schrieb.

Es wäre an der Zeit, dem positiven deutschen Beispiel zu folgen und der Kinderliteratur auch in Ungarn den ihr gebührenden Rang einzuräumen. Besonders wichtig wäre es, sie künftigen Gymnasial- und Hauptschullehrern zu vermitteln. Das gilt sowohl für die ungarische als auch für die fremdsprachige Kinderliteratur. Sie sollten nicht nur in der Grundschullehrerbildung, sondern auch an den pädagogischen Hochschulen und Universitäten – also mit Germanistikstudenten behandelt – werden.

In Ungarn wurde auf diesem Gebiet allerdings nur wenig Fachliteratur veröffentlicht: 1992 erschien das „Lesebuch zur deutschen Kinderliteratur" von Hajna Stoyanné Peér, das vor allem Texte der älteren Kinderliteratur beinhaltet. Es stellt eine umfassende Grundlage für diejenigen dar, die sich einen Überblick über die Kinderliteratur verschaffen wollen. Das Buch enthält ein breites Angebot an traditioneller Kindervolks- und Kinderkunstliteratur mit kurzen biographischen und historischen Erklärungen zu einzelnen Autoren und Texten. Das Lesebuch wird als Lehrbuch an den Pädagogischen Hochschulen für Grundschullehrer (tanítóképző főiskola) für Studenten im „deutschen Bildungsbereich" (műveltségi ágazat) verwendet. Die Zielgruppe wird später Deutsch bis zur 6. Klasse der Grundschule unterrichten.

Als zweites erschien das von Éva Szőts herausgebene „Handbuch zur deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur". Es präsentiert „Didaktische-methodische Überlegungen vom Kinderreim bis zum umgeformten Märchen", die für den Methodikunterricht an Pädagogischen Hochschulen für Hauptschullehrer (tanárképző főiskola) gedacht

sind. Das Material gilt den Gattungen Kinderlyrik (Kindervolks- bzw. Kinderkunstlyrik), Märchen und Sage. Außerdem wird in einem gesonderten Kapitel die Mannigfaltigkeit der Gattung „Bilderbuch" behandelt. Das Handbuch liefert wenig Primärtexte, weil es auf die pädagogische Anwendung konzentriert ist. Nach Gattungsdefinitionen und -beschreibungen kommt die Autorin – wie im Titel versprochen – auf didaktisch-methodische Überlegungen zu Anwendungsmöglichkeiten im DaF-Unterricht; am Ende jeden Kapitels steht eine „Ideenkiste". Die darin enthaltenen Aufgaben und Diskussionsvorschläge bieten für die Studenten Anlass zum Nachdenken und Seminarmaterial. Schließlich empfiehlt Éva Szőts eine bunte Palette an Fachliteratur für Pädagogen, die ihren Unterricht mit Kinderliteratur lebendiger machen wollen. Unter diesen Werken gibt es ungarische Veröffentlichungen, die vor allem von ungarndeutschen Fachleuten aus den Komitaten Pest, Baranya und Tolna stammen: Wild, Katharina; Metzler, Regine: Hoppe, hoppe Reiter. Reime, Lieder und Spiele aus der Baranya. Budapest: Tankönyvkiadó, 1987; Vargha, Karl (Hg.): Heimatklänge. Ungarndeutsche Liedersammlung Budapest: Tankönyvkiadó, 1984; Pajor, Márta (Hg.): Die Zipfelmitz. Kinderlieder, Kreis- und Tanzspiele für ungarndeutsche Kindergarten-Pädagogen. Szekszárd: Tolna Megyei Önkormányzat Pedagógiai Intézete, 1991; Bezzegh, Zoltán (Hg.): Auf der Spur verborgener Schätze. Ungarndeutsche Sagen. Budapest: Tankönyvkiadó, 1991. Die in den letzten 14 Jahren erschienenen Publikationen sind Lesebücher bzw. Kinderbücher speziell für Ungarndeutsche.

In einem Anhang mit dem Titel „Produkte aus der Literaturwerkstatt" liefert das Handbuch Gymnasiallehrern, die mit fortgeschrittenen Schülern arbeiten, einige Unterrichtsideen. Éva Szőts bietet das Handbuch auch solchen Hochschul- und Universitätsabsolventen an, die Kinderliteratur während ihres Studiums nicht kennenlernen konnten.

Im Jahre 2000 erschien die zweite Auflage des Bandes „Moderne deutschsprachige Kinder- und Jugendliteratur. Überblick, Didaktik, Texte", der von Hajna Stoyan, Kaspar H. Spinner und Mária Németh herausgegeben wurde.

Obwohl die Literatur der Gegenwart an den Universitäten und Hochschulen Pflichtfach ist, hört man hier nichts über Kinder- und Jugendliteratur. Diese Literatur behandelt jedoch aktuelle Lebenssituationen, berichtet über veränderte Lebensumstände, die den Dichtern neue Themen liefern. Manche Themen, die der Band bietet, basieren ausschließlich auf der deutschen Wirklichkeit: Die Probleme von Gastarbeiter- und Einwandererkindern sind z. B. eine Besonderheit. Andere Themenkreise sind jedoch allgemeingültig: Pubertät, Liebe, Freundschaft, die Probleme von Außenseitern, Alten und Behinderten.

Im Vorwort heißt es: „Das Buch gibt einen Überblick über die Entwicklung der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur von 1945 bis heute und zeigt kreative Verfahren im Umgang mit kinder- und jugendliterarischen Texten und mit modernen Liedern im Fremd- und Zweitsprachenunterricht auf. Es enthält auch eine reiche Textauswahl." (S. 11)

Wenn die Schüler keine traditionellen Volkslieder singen wollen, können sie sich deutsche Vokabeln und Redewendungen und grammatische Strukturen mit neugedichteten Texten zu gut bekannten englischen Songs und modernen Melodien aneignen. Dazu gibt es Singspiele und Lieder, Worträtsel, Wortschlangen, Bildgedichte, Sprachspiele, moderne Zaubersprüche, Erzählungen, Kurzgeschichten. Diese zeigen die Gattungsvielfalt heutiger Kinder- und Jugendliteratur. Empfehlungen und Ideen, wem, wann und wie dieses Angebot zu vermitteln ist, bereichern den Band.

Das mit schönen und einfallsreichen Bildern und Illustrationen ausgestattete Buch kann als Lehrbuch für die Hochschulen und Universitäten, für Gymnasien und Grundschulen zumindest als Nachschlagewerk wärmstens empfohlen werden.

Ildikó Balázs (Nyíregyháza)

Szalai, Lajos (Hg.): Der Text als Begegnungsfeld zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik. Zehn Jahre Germanistik in Szombathely im europäischen Zusammenhang. Jubiläumskonferenz – 29.-30. Oktober 1999. Szombathely: BDTF, 2000. (= Acta Germanistica Savariensia IV.) 319 S.

Der Band vereinigt unter seinem programmatischen Titel 31 Beiträge aus der germanistischen Sprach- und Literaturwissenschaft sowie aus dem Bereich Deutsch als Fremdsprache. Er spiegelt in beeindruckender Weise die Forschungsvielfalt der ungarischen Germanistik wider und wird durch gewichtige Beiträge aus Österreich ergänzt. Vor die Aufgabe gestellt, diesen umfangreichen und in den Fragestellungen und Herangehensweisen der Beiträge sehr unterschiedlichen Band zu rezensieren, habe ich mich dazu entschlossen, den Schwerpunkt auf die Aufsätze zu legen, die sich direkt auf das Thema des Bandes, also theoretisch-reflektierend auf das Phänomen Text bzw. praktisch-analysierend auf die Auseinandersetzung mit Textexemplaren beziehen, wobei man auch nach dieser Einengung immer noch eine große Vielfalt von Perspektiven und Verfahren vorfindet. Die von mir gewählte Konzentration hat freilich die bedauerliche Folge, dass Interessantes und Diskutierenswertes wie z.B. die anregende Arbeit von *Sára* zu „Tempus und Temporalität in Thomas Bernhards Erzählprosa", die höchst interessante Beobachtungen zur umstrittenen Kategorie des Resultativums an einem umfangreichen Korpus vorführt, lediglich erwähnt werden kann. Ebenso muss ich mit den Beiträgen von *Szatmári* zur Verbindung von Passiv und Modalverb, von *Canisius* über unbestimmte Ausdrücke im Deutschen, von *Tóth* zu Wortfeldern, von *Pabst* zu Phraseologismen und von *Brenner* zu den Affrikaten einer ungarndeutschen Dialektform sowie mit *Cseresznyáks* „unzeitgemäßen Betrachtungen" zu Goethe und Flaxmann verfahren, wobei diese Arbeiten unter einem anderen thematischen Vorzeichen eine würdigende Stellungnahme sehr wohl verdient hätten. Das-

selbe trifft auf den Beitrag von *Kerekes* zu Motiven des Ungarnbildes in literarischen Werken österreichischer Autoren der Jahrhundertwende und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und auf *Hanusz'* „Metamorphosen des Gesprochenen" zu. Es gilt ebenso für die Beiträge zum Bereich Deutsch als Fremdsprache von *Balogh*, *Böhm*, *Kronsteiner*, *Moser* und *Neuhaus*, auf die unter anderen Aspekten als dem des Themas des Bandes sich einzugehen lohnte.

Nun aber zum Schwerpunkt Text. Bemerkenswert, ja programmatisch, wenn Letzteres vielleicht auch unbeabsichtigt, wirkt es auf mich, dass der Band mit einem Beitrag zur Intertextualität eröffnet und mit einem zur Interkulturalität beendet wird. Intertextualität und Interkulturalität sind aus der Sicht einer Textlinguistik, die Texte als kommunikative und kulturelle Phänomene versteht, Schwerpunkte aktueller Auseinandersetzung. Vor dem Hintergrund eines offenen, dynamischen Textbegriffs gerät das Phänomen Intertextualität wieder ins Zentrum der Betrachtung von Texten, nachdem diese Erscheinung lange Zeit zurückgedrängt war, weil sie im poststrukturalistischen Verständnis als Eigenschaft, die jedem Text von vornherein zukomme, nicht erkenntnisrelevant schien. Mit der Entwicklung pragmalinguistischer, an einem offenen Textbegriff orientierten Intertextualitätsvorstellungen wird die Kategorie sowohl für die Sprach- als auch für die Literaturwissenschaft wieder relevant. Der Beitrag von *Wiesmüller* (s.u.) führt das in beeindruckender Weise vor. Interkulturalität tritt als Eigenschaft von Texten erst allmählich ins Blickfeld. Gemeint ist die Tatsache, dass Textsorten/Gattungen Mittel sind, deren sich eine Sprach- und Kulturgemeinschaft – neben anderen Mitteln im gegenseitigen Einvernehmen bedient, um ihr Zusammenleben zu gestalten, und mit denen sie ihre Identität konstituiert und ausdrückt, woraus sich auch die mögliche Verschiedenheit von Textsorten/Gattungen verschiedener Kulturen ergibt. Der Beitrag von *Beckl* zu Text und Interkulturalität konzentriert sich unter diesem Vorzeichen auf die Betrachtung der Verwendung von Texten im interkulturell angelegten Sprachunterricht.

Erfreulicherweise auch dies ist hervorzuheben – wird mit diesem Band der Versuch gemacht, die aus meiner Sicht unnötiger- und bedauerlicherweise eingezogene Brücke, die es zwischen Literaturwissenschaft und Sprachwissenschaft ja einmal, wenn auch nur zeitweise, gegeben hat, wieder auszufahren. Und tatsächlich ist zumindest soviel erreicht, dass Vertreterinnen und Vertreter der beiden Fächer durch eine ganze Reihe von Beiträgen etwas über das jeweilige Verständnis von Text bzw. über die jeweilige Herangehensweise an konkrete Texte im anderen Fach erfahren und dass sie bei der Gelegenheit auch sehen können, wo es ein einigendes Band gibt und was man vom anderen für die eigene Forschungsarbeit lernen kann. Man wird daran erinnert, dass der Gegenstand ‚Text' der gemeinsame Nenner beider Disziplinen ist. Zugleich wird bei der Lektüre der Beiträge aber auch deutlich, dass man es bei diesem schlichten gemeinsamen Bezug, der schnell zu Trivialität führen könnte, nicht bewenden lassen darf. Schließlich sind die Erkenntnisinteressen und theoretischen Voraussetzungen der beiden Disziplinen

verschieden. Aber in nicht wenigen Punkten gibt es Berührungen, so z.B. darin, dass nicht nur in der Literaturwissenschaft, sondern auch in der Sprachwissenschaft der Text als ein Kontinuum betrachtet wird, zu dessen Produktion und Rezeption außer Sprachwissen auch Welt-, Normen-, Gattungswissen der Textproduzenten und -rezipienten gehört. Ein solcher Blick auf den Text ist bereits nötig, wenn man Sachtexte untersucht, umso mehr bei literarischen Texten, deren Offenheit sich nur erfassen lässt, wenn man beide Perspektiven, Wissen über den Text an sich und Wissen über die Spezifik literarischer Texte, zusammenführt.

Diese doppelte Perspektive findet man im ersten Beitrag des Bandes, in *Wiesmüllers* Aufsatz „Gebet und Gedicht. Zur Intertextualität von Textgattungen am Beispiel der Gebetslyrik" überzeugend eingesetzt. Beziehungen zwischen Textsorten/Gattungen sind tatsächlich, wie Wiesmüller feststellt, in der Intertextualitätsdiskussion ein offenes Feld. Hier wird es am Beispiel der Beziehungen zwischen den Gattungen ‚Gebet' und ‚Gedicht' bearbeitet. Unter gattungstheoretischem, kulturgeschichtlichem, literaturhistorischem und textsortenlinguistischem Aspekt wird gezeigt, wie man Textsorten/Gattungen und deren Entwicklung vor ihrem kulturellem Hintergrund betrachten und so erst schlüssig erklären kann. Veränderungen des Weltbilds bringen kulturelle Wandelprozesse mit sich, die sich u.a. auf das Verhältnis von Gattungen zueinander, so von Gebet und Gedicht auswirken. Aus dieser Perspektive kann man auch allgemein das Phänomen der immer mehr zunehmenden Gattungsverschränkungen, Gattungsverkehrungen und -negierungen besser verstehen. Der Überblick über die Vielfalt der Gebetslyrik nach 1945 und deren Abgrenzung zu Gebeten als religiöser Gebrauchsliteratur bedeuten nicht nur einen Zuwachs an Wissen über die Gattungen, sondern auch einen methodischen Gewinn. So haben wir hier einen Beitrag vor uns, der für beide Fächer in vieler Hinsicht anregend wirken kann.

Dem Thema ‚Intertextualität' widmet sich auch der Beitrag der Autoren *Kincses* und *Pólay*, die deutsche und ungarische Zeitschriften auf ihre intertextuellen Beziehungen hin vergleichend untersuchen, wobei sie bei einem Verständnis von Intertextualität als Text-Text-Relation unkommentiert aber auch Wendungen, also Nichttexte, in die Untersuchung einbeziehen. Intertextualität ist ebenfalls der Ansatzpunkt für die Analyse des ersten Satzes aus Raabes Erzählung „Die Gänse von Bützow". *Bakos* zeigt die intertextuellen und metafiktionalen Bezüge dieses Textstückes in einer sehr schlüssigen Analyse, die auf dem überzeugenden Weg des Zusammenführens literatur- und sprachwissenschaftlicher Methoden beruht.

Dem Themenbereich ‚Gattung' ist der Beitrag von *Fekete-Csizmazia* zu Aspekten der Märchenanalyse zuzuordnen. Es wird ein knapper Überblick über literaturwissenschaftliche, volkskundliche, tiefenpsychologische, soziologische und strukturalistische Herangehensweisen an Märchen gegeben. Wünschenswert wäre es zu erfahren, aus welchem Erkenntnisinteresse heraus, im Zusammenhang mit welchem Forschungsvorhaben dies geschieht.

Ohne dass sich der Beitrag von *Ágel* zum „kurzen Sinn" der „langen Syntax" als textbezogen versteht, liefert er doch wichtige Erkenntnisse zur Textrezeption, zur Frage, wie wir den Sinn grammatisch offener Strukturen (eines Textes) erschließen. Die Argumentation, dass Strukturen nicht als „semantische Gefängnisse", sondern eher als Interpretationshilfen zu betrachten sind, die „innerhalb von bestimmten grammatisch-semantischen Grenzen bestimmte semantisch-pragmatische Interpretationsmöglichkeiten eröffnen" (S. 39), erscheint mir aus theoretischer Perspektive wie auch aus der praktischen Erfahrung mit sprachlicher Offenheit so einleuchtend wie der Vorschlag, die Vorstellung von ‚struktureller Ambiguität' durch die von ‚struktureller Offenheit' zu ersetzen. Sinnerzeugung, so hält Ágel den Vertretern einer „reinen" Syntax vor, kann nicht allein als Syntaxbeherrschung verstanden werden. „Es ist illusorisch anzunehmen, dass es eine Ebene des Sprachwissens gibt, die unabhängig von der Semantik, Pragmatik und dem Welt- und/oder Situationswissen ‚arbeitet'" (S. 35). Dieser Verweis auf die Komplexität des Wissens, das wir beim Umgang mit sprachlichen Äußerungen brauchen, ist geradezu eine Anschlussstelle für Textlinguisten, die sich mit der Strukur von Textbedeutungen, mit der Rezeption von Texten und der Zuschreibung von Textsinn auseinandersetzen.

Unter dem Aspekt der Textrezeption lässt sich hier, wenn auch in einem sehr weiten Sinn, die Arbeit von *Weidacher* zum Verhältnis der Kognitiven Linguistik zur Fiktionalität thematisch anschließen, eine Arbeit, die die Relevanz kommunikationstheoretischer Modelle für die Aufnahme und Interpretation fiktionaler Texte nachweisen will. Dies geschieht mithilfe des ‚Modells der mentalen Räume' (Fauconnier). Weidacher entwickelt die durch ihre Anschaulichkeit für sich einnehmende Vorstellung, dass ein Rezipient bei der Textverarbeitung die mentalen Räume eines Textes durchquert und im Verlauf dieser „Fort-Bewegung" aus den gewonnenen Informationen Kohärenz herstellt. Dass in diesem Zusammenhang am Erkenntniswert des Begriffs Fiktionalität Zweifel angemeldet werden, leuchtet ein, da wir uns immer nur, auch in der Alltagswelt – so der Autor , auf kognitive Konstrukte von Wirklichkeit, nicht auf Wirklichkeit selbst beziehen. Damit wäre der Begriff der Fiktionalität aus seiner Sicht überflüssig geworden. Die entscheidende Rolle, die dem Rezipienten im Prozess der Kommunikation zukommt, wird besonders hervorgehoben.

Ebenfalls theoretisch-reflektierend ist die Untersuchung von *Vajda* zu den „Aspekten der Poeto-Linguistik" angelegt. Er geht direkt vom Thema der Tagung aus und fragt, anknüpfend an die Etymologie des Wortes ‚Text', nach dem jeweiligen Textverständnis von Sprach- und Literaturwissenschaft. Strukturalistisches und hermeneutisches Herangehen an Texte werden klar beschrieben, und so werden uns grundsätzliche Verfahrensweisen, deren man sich oft mehr oder weniger unbewusst oder unscharf bedient, wieder bewusst gemacht. Der Schlussfolgerung, dem Textverständnis der Sprachwissenschaft entspreche nur das ‚poeto-linguistische' (strukturalistische) Konzept, muss jedoch entgegengehalten werden, dass mittlerweile die Vorstellung von der

Offenheit sowohl der Texte als auch ihrer Rezeption elementarer Bestandteil moderner linguistischer Textmodelle ist.

Die theoretischen Beiträge des Bandes, wie ich sie eben kurz charakterisiert habe, werden flankiert durch eine ganze Reihe von Arbeiten, die vollständige oder partielle Analysen und Werkinterpretationen oder auch die Beschreibung ausgewählter Stilmittel zum Thema haben und uns vor dem Hintergrund sehr verschiedener theoretischer und methodischer Ansätze Einblicke in die „Werkstatt" des Umgangs mit Texten geben. *Takács* analysiert sehr einleuchtend und gut nachvollziehbar Arthur Schnitzlers Reigen aus soziolinguistischer Sicht. Es ist in der Literaturwissenschaft sicher keine unstrittige Annahme, dass man einem literarischen Text mit einem soziolinguistisch begründeten Analyseverfahren gerecht werden kann. Dies gerade aber gelingt aus meiner Sicht, wenn Sprachverhalten als Spiegel sozialen Verhaltens, sprachliche Strukturen in Wechselwirkung mit sozialen, Symptome der Figurensprache als Charakteristika von Zeit und Gesellschaft beschrieben werden. Dabei ist der Verfasserin bewusst, dass man die Sprache fiktiver Personen nicht als die pure Wirklichkeit nehmen darf, sondern dass man sie als „stilisiert" anzusehen hat (S. 229). Sie weist jedoch zu Recht darauf hin, dass es Schnitzler bei seinen Figuren auch um Charakterisierung gerade durch die Stilisierung des jeweiligen Sprachgebrauchs gegangen ist. Die knappe und klare Untersuchung nach dem Modell von Dittmar zeigt aus meiner Sicht sehr schlüssig, wie ergiebig ein durchdacht angewendetes soziolinguistisches Hintergrundwissen für die Beschreibung zumindest sozialkritischer Literatur sein kann.

Auf einen vergleichbar interdisziplinären Ansatz beziehen sich *Valaczkai* und *Kozma*, die in ihrem Beitrag ein Exemplar der Gattung Festrede nach dem sprachphilosophisch begründeten sprechakttheoretischen Ansatz von Austin und Searle untersuchen und zur Bestimmung von Sprechakten und Stilfiguren gelangen, wobei eine Verallgemeinerung, z.B. eine genauere Bestimmung des Zusammenhangs von Sprechakten und der Kategorie des Literarischen, wünschenswert gewesen wäre. Interdisziplinär und textbezogen zugleich ist auch *Zsigmonds* Analyse von Wunschbiographien vor dem Hintergrund der Freudschen psychoanalytischen Theorie.

Ein ganz anderer, in gewissem Sinne auch intertextueller Ansatz findet sich in *Barotas* Ausführungen zur Übersetzung eines Gedichtes von Fofanow durch R. M. Rilke. Wichtiges Prinzip dieses Übersetzungsvergleichs ist die Untersuchung und Gegenüberstellung von Additionen und Konnotationen im Eco'schen Sinne (z.B. der Wörter ‚Fichte', ‚Ofenplatz'), wie sie sich in den beiden Texten finden lassen. Es erhellen sich Zusammenhänge, die ohne den Blick auf diese Bedeutungsphänomene verborgen geblieben wären. Die Rolle von Konnotationen für die Textkonstitution wird deutlich.

Szalais Untersuchung zu Stilmitteln in Wittenwilers „Ring" ist ein Beispiel für eine partielle und zugleich exemplarische Stilanalyse. Sie zeigt, wie das Groteske des Textes durch den durchgehenden Gebrauch bestimmter Stilmittel, vor allem „komischer Bilder, Vergleiche

und Umschreibungen aus der Volkssprache" (S. 56) erzeugt wird. Wortfelder wie Bezeichnungen für Gegenstände des bäuerlichen Lebens oder Tierbezeichnungen liefern die Stilmittel, die den gesamten Text durchziehen und so dessen Ganzheit, seinen Stil, seine Textualität mitbestimmen. In den Kontext der ‚Stilmittel' fügt sich auch *Szabós* Studie zur Metapher ein. *Mihály* führt die Analyse des Gedichtes „Punkt" von Lichtenstein aus kulturgeschichtlicher Sicht vor. Dieses für die Großstadtpoesie, für die Darstellung des Orientierungsverlusts der Menschen in der modernen Stadt exemplarisch zu nennende Gedicht wird vor dem Hintergrund der programmatischen Überlegungen Lichtensteins zum Sehen einer „ideelichen" Wirklichkeit und mit Blick auf die Probleme der großstädtischen Zivilisation analysiert. Die Analyse soll zeigen, wie die „anfängliche Konzentration auf sinnliche Reize und Empfindungen in die Darstellung der Labilisierung und Desintegration des Subjekts in einer selbst verfallenden Umwelt übergeht" (S. 236). Ein überzeugendes Beispiel dafür, wie genaue und einfühlsame Sprachbeobachtung, Analyse und Interpretation des Textes, bezogen auf die Situation des Künstlers, erfolgreich zusammengehen.

Nachdem ich in dieser Übersicht gezeigt habe, wie vielfältig und anregend für die Auseinandersetzung mit dem Phänomen Text und mit Einzeltexten das Angebot des vorliegenden Bandes ist, nenne ich noch einige Desiderata. Wünschenswert wäre es, wenn die innere Struktur des Bandes sich in einer äußeren Gliederung spiegelte, die die Orientierung in dem umfangreichen Konvolut erleichterte. Gern läse man auch einen Einleitungstext, der über die Germanistik in Szombathely, über die Tagung und die Intentionen des Herausgebers informierte. Und ebenso wäre eine Information über die Beiträgerinnen und Beiträger hilfreich.

Ulla Fix (Leipzig)